

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 11

November 1929

Jahrgang VI

DAS JUBILÄUM

des Provinzialvereins der Schlesischen Buchhändler gibt auch den Schlesischen Monatsheften Veranlassung, sich mit einem herzlichen Glückwunsch einzustellen. Die Schlesischen Monatshefte, herausgegeben vom Kulturbund Schlesien, einer Anzahl von führenden Persönlichkeiten unserer Provinz, sind gegründet worden, um die Liebe zum Deutschtum, die Kenntnis der Heimat, in unserer Grenzprovinz zu stärken, um den so oft verkannten Osten dem übrigen Deutschland in seiner landschaftlichen Schönheit, in seiner kulturellen Bedeutung vorzuführen. Wenn wir bei Lösung dieser Aufgabe so erfolgreich vorwärts schreiten konnten, so danken wir das nicht zum wenigsten den Schlesischen Buchhändlern, die unsere Bestrebungen in richtiger Erkenntnis der Bedeutung für das Volksganze von Anfang an lebhaft gefördert haben. Möge dieses Heft den Schlesischen Buchhändlern zeigen, daß wir den Wunsch hegen, die Beziehungen zwischen den Schlesischen Monatsheften und dem Schlesischen Buchhandel immer enger zu gestalten.

DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

Lebende Dichter Schlesiens / Von Will-Erich Peuckert

Die Absicht, einen Bericht über lebende schlesische Dichter vorzulegen, erweckt den Anschein, als handle es sich um den Versuch einer Literaturgeschichte des zeitgenössischen Schlesiens. Aber ein solcher Versuch scheint mir unmöglich. Geschichte ist ja, den Sinn erspüren, der einem Ereignis zugrunde liegt. Und wer vermäße sich, den Sinn des Heute packen zu wollen? Wir können im besten Fall mit einiger Wahrscheinlichkeit zu dieser oder jener Annahme kommen, mehr aber ist uns versagt. So bleibt nichts anderes, als einfach zu berichten, was über unser Schaffen zu sagen möglich scheint. Als festzustellen, um welche Dinge es geht; was unser persönlicher Anteil an unsern Arbeiten ist. Das, was die Zeit aus uns in ihnen dichtet, werden wir selbst nicht wissen. Darüber wird man erst nach uns richten. Was ist es, das uns schreiben macht? — Die Not. Sei es nun Not des eignen Ichs, sei es das Miterleiden. Ob ich an einer Frau zerbreche, ob ich in immer neuen Anläufen das Dunkel, mit dem sich Gott umgibt, zerreißen will und es doch nie zerreiße, ob mich der Unsinn dieser Zeit in die Ver zweiflung zwingt, und Spott und Hohn ausrufen läßt, — immer ist Not der Motor unsers Seins.

Was aber ist diese Not? Man hat den Schlesier einen religiösen Menschen genannt, oder noch besser den mystischen Menschen. Erst kürzlich hat Milch in einem Vortrag (Hermann Stehr, Breslau 1929) das wieder zu erweisen gesucht. Und die Zusammenhänge aufgedeckt, die von den großen Suchern des 17. Jahrhunderts in unsere Tage führen. Was aber heißt hier „Religion“? Erweist sie sich, um irgend ein Beispiel anzuführen, daran, daß man „religiöse“ Menschen darstellt? Doch kaum. Dann wäre der, der einen Hochstapler beschreibt, selbst einer. Es ist wohl eher daran zu denken, daß in den religiösen Dichtern ein Drängen steckt, den Grund und Grund zu ergründen. Daß sie die Wollust treibt, den Dingen nachzujagen, die wir niemals erjagen werden. Daß eine Not sie dichten macht. Gewiß, die Alten suchten und gruben auch; aber sie fanden zu einem Schluß; denn über aller Unrast stand als das Herz, in welchem alles zusammenfloß, der Name Gott. Die heute suchen, wissen oft nichts mehr von dieser letzten und sicheren Lösung. Sie wissen nur von der Nacht, in die sie Stufen bauen wollen. Und die zu einem ganz unbegriffenen Ende führt.

Wittig ist wohl der einzige, der noch die alte Lösung hat. Er, der religiöse Sucher, hält fest an seiner Kirche, die ihn nicht halten will, und fest an einem Jesus, den er gefunden hat. Er „zeugt“ von seinen Erlebnissen, ein schlichter Mann von dem, was er als Wahrheit erkannte. Und weil es im Letzten hier um Erkenntnis geht, ist er nur in bedingtem Maß hierher zu zählen, darf man ihn eher zu den Propheten und Gottesmännern rechnen. Er weiß. Die Dichter aber suchen. Suchen um dieses Suchens willen. Da ist nicht nur der aus dem böhmischen Schlesiervolk hervorgegangene E. G. Kolbenheyer, der demütig die Wege der großen Männer des 16. Jahrhunderts, der Böhme und Paracelsi, noch einmal geht, ob er es wohl aus ihnen ertaste. Und der in seinem Paracelsusbuch die Formel für diese Not und dieses Suchen gegeben hat: Sie alle wollten eine Fertigkeit und eine Ehre; er wollte eine Offenbarung.

Seltsam wird Kaergel davon gelockt. Es klingt, noch schüchtern, in seiner ersten Schrift „Schlesiens Heide und Bergland“ an, um dann im „Budschigk“ aufzugehen, und in dem seltsam-ungekonnten, und darum eben, um seines Stammelns und Greifenwollens erschüttern-

den Buch „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“ der Lösung, einer Lösung entgegenzublühen. Absichtlich verbessere ich „einer Lösung“, denn es ist nicht „die Lösung“. Thomale geht auf den Wegen Emanuel Quints; aber man darf nicht ungestraft dieselben Wege schreiten, die einer bereits gegangen ist. Deswegen scheint es mir auch, als ob Hans Christoph Kaergel in seinem Buche von Zingel dem Rätsel näher gekommen wäre.

Auch mich hat immer wieder die Lust gepackt, in das Geheimnis hineinzugreifen. Es schien mir so, als müsse man ihm beikommen können, wenn man die Wege ginge, die andere vor uns gegangen sind. Und ihre Erfahrung zu Rate zöge. Aber ich glaube heut, daß jeder ganz wieder von vorn anfangen muß. Daß ihm die Wege irgend eines nichts nützen, sondern der Weg, den er sich sucht. Und den er vorwärts treibt. Und deshalb meine ich auch, ich wäre ihm nie so nahe gekommen als in dem kleinen Landstreicherkapitel des „Luntroß“ und in „Grünwiesen“, der letzten Geschichte aus den „Zwei Lichten in der Welt“.

Das ist es ja, was Gerhart Hauptmann wie Stehr vom ersten Tage an wußten. Und was die großen Werke geursacht hat, die sie uns gaben. Von denen zu reden hier sinnlos wäre, weil sie uns längst ins Herz gewachsen sind. Mit allen ihren Schönheiten und Mängeln. Mit all dem dumpfen Wühlen, das Stehr zu keiner Ruhe kommen läßt, wie mit der heiteren Gelassenheit des anderen. Ja, hier zeigt sich das doppelte Gesicht des religiösen Schlesiers: wenn Kaergel und Wittig neben den Quint gehören, so Kolbenheyer zum wühlenden Stehr.

Aber das ist doch nur ein Stück von Schlesien. Neben die Menschen, die sich um Übersinnliches zerquälen, treten die andern, die ganz und gar an dieser Erde und ihren Geschöpfen haften. Und denen es um das Diesseits geht. Es ist vielleicht ganz gut, als Prototyp für diese Menschen Georg Langer hinzustellen. Langer ist Richter, und wenn er einen „Richter Wichura“ schreibt, dann geht es ihm darum, den Sinn des Richtertums zu finden. Den Sinn des eigenen Berufs zu finden. Und eben das Ringen um diesen Sinn macht „Richter Wichura“ trotz aller stilistischen Unbeholfenheit zu einem beachtlichen Werk. Denn es kommt doch im allerletzten nur auf dies eine an: ob Bücher mit Herzblut geschrieben sind oder nicht. Ob sie aus Not geboren sind.

Aus Not geboren, wird man von Witteks „Sturm überm Acker“ auch sagen dürfen. Ein Bauer klagt hier. Es mag von Gegenwartsnöten manches hinein gekommen sein; aber das ist — wie der Hans Kudlich sagt — zu tief gegraben, und geht deshalb nicht auf. Und wird zu oft im „Reden“ erstickt. Zu Langer und Wittek wird man auch den Erzähler Paul Keller stellen dürfen, der gern — auch das ist für Schlesien typisch — von allerlei Käuzen und Sonderlingen „Geschichten“ bringt.

Ein anderer Gram. Im „Fall La Ronciere“ ringt Aufrecht - Ruda um das Recht. Nicht als der Richter, der es verwalten muß, sondern als der, der Recht verlangt.

Fritz Walter Bischoff schrieb ein Buch „Alter“, vom langsamen Verlöschen der Menschen; vom Müdewerden und Aufbäumen, und immer müder und müder werden. Ein außerordentlich gekonntes Buch; aber man spürt trotz allem: die Not sitzt ihm nicht an der Kehle. Aus einem Gefühl, nicht aus der Not, ist dieser Roman geschrieben.

Aber aus einer großen Erregung schrieb Erik-Ernst Schwabach unter dem Namen Ernst Sylvester „Peter van Pier“, und schrieb er einen Band Novellen von außerordentlicher

Stärke, und endlich 1926 die „irdische Komödie“. Was diese Dichtungen so packend macht, ist, wie aus einer beinahe ängstlichen Gehaltenheit zuletzt der Sturm losbricht; ich denke da etwa an die „Stiftsdame“, an die Geschichte des erblindeten Gutsbesitzers. Die karge Schönheit des Bunzlau-Haynauer Landes mag Schwabach zu dieser Gehaltenheit verholten haben.

Daß Erde und Boden den Dichter gestalten, dafür darf man auch Ulitz als einen Beweis anführen. Der Name schon zeigt an, daß polnisches Blut in ihm sein muß. Die männliche, offene Sinnlichkeit, das Volks-Liedhafte, dies allem-Lebendigen-Hingegebenensein deutet in ihm auf Polen; hinwiederum das niemals endenwollende Ringen, der Kampf mit dem, was ihm als eigene Not entgegen tritt, auf deutsches Blut. Schlesisch im letzten mag aber sein, was ihn aus allen Grenzen trägt. — Es ist nicht nötig, die einzelnen Werke aufzuzählen; nur der „Aufruhr der Kinder“ als letztes und ganz gestaltetes Buch sei ausdrücklich erwähnt, weil hier ein Neues sichtbar wird. Wenn man den Ararat als ein spezifisch schlesisches Werk hinstellen darf, eben weil dieser Roman von keinen Grenzen mehr gebändigt wird, so ist „Aufruhr der Kinder“ das völlige Gegenstück dazu.

Auch Arnold Zweig kommt aus dem slavisch durchbluteten Osten, aus eben dem Osten, in dem der Jude den stärksten Anteil am Leben hat. Deutsches, polnisches und jüdisches Blut geht in ihm um. Man darf auf die Problemgestaltung etwa im „Grischa“ und wieder auf die Novelle vom „Spiegel des großen Kaisers“ wie auf das Drama „Die Umkehr“ weisen, die das erkennen lassen. Noch stärker als Ulitz wird Arnold Zweig aus dem Bannkreise herausgehoben, den man als „schlesisch“ bezeichnen darf.

Und damit kommen wir dazu, über die Frage „Heimatkunst“ und „allgemeine Kunst“ zu urteilen. Das, was von Bartels und seinen Freunden als Heimatkunst gepriesen wurde, hatte mit Kunst nicht viel zu tun. Ja schlimmer, diese Los-von-Berlin-Bewegung als eine Bewegung gegen das Literatentum wurde zu einer Bewegung gegen die Kunst. Auch Schlesien wäre dem nicht entgangen, und eine schlesische Heimatkunst, getragen von König und seinen dichtenden Freunden, wäre am Ausbruch nicht zu verhindern gewesen, wenn nicht die Namen Carl Hauptmann, Gerhart Hauptmann und Stehr die eitlen Woller und Nichtsköner in ihre Schranken zurückgewiesen hätten. Denn immer galten die drei als Schlesier. Sie weiteten den Begriff der schlesischen Dichtung in einer Weise aus, der ein für allemal verhinderte, daß er zu einem Schiboleth für die Nichtsköner wurde.

Und diesem „Ausweiten“, wenn man das Wort gebrauchen darf, mag es wohl auch entsprechen, daß allgemeine Probleme besonders locken; ich denke da etwa an die Frage „Krieg“. Nicht nur in Ulitzens Romanen spukt er als Untergrund; der Ararat geht von ihm aus; auch Zweig ward außerordentlich stark von ihm erregt. Allein die Tatsache, daß er schon 1921 Grischa als Drama konzipierte, mag das belegen; ferner darf auf den „Spiegel des großen Kaisers“ in diesem Zusammenhange noch einmal verwiesen werden. Und es ist psychologisch vielleicht von Interesse, wenn ich erwähne, daß auch ich lange mit diesen Fragen zu tun gehabt. Endlich muß Gerhard Menzels „Tobbogan“ Erwähnung finden als einer der wenigen ernsthaften Versuche, das Problem „Krieg“ dramatisch zu bewältigen.

Es ist in allen diesen Versuchen — wenn ich von mir auf andere schließen darf — aber nicht nur die Frage „Krieg“, die zur Erwägung steht. Der Krieg erscheint vielmehr als ein ganz unbegreiflicher und über alles Menschliche getriebener Ausfluß dämonischer Mächte,

als metaphysisches Geschehnis. Und es ist möglicherweise nur eine andere Form des Religiösen, die hier laut werden will. Und hat mit irgendwelchen politischen Motiven gar nichts zu tun.

Das junge Schlesien ist anders. Es ist politisiert. Und seine Dichtung hat Absicht, Zweck, Tendenz. Man wird da etwa an Tucholsky erinnern dürfen und seine schonungslosen Bücher, in denen er alles an den Pranger stellt, was morsch und faul im Lande ist. Seltsam ist freilich, daß gerade hier, wo Bindung und Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem, was einmal war, so stark im Blute liegt, eine politische Jugend von dieser Entschiedenheit aufwuchs. Vielleicht hat eben das Abhängigkeitsgefühl sie in die Reihen der Frondeure gebracht.

Von allen zuerst ist Kerr zu nennen. Nicht so sehr, weil er manchen politischen Strauß gefochten, als wegen der Wirkung seiner Person und seiner Schriften. Es strahlt ein kämpferischer Geist aus ihnen aus. Und der war es — ganz gleich, auf welche Dinge er auch gerichtet ist — der auf die Jungen wirkte. Der sie entzündet hat. Kerr, das hieß Freiheit, Luft und Licht. Hieß ketzern, widersprechen. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den er auf uns, blutjunge Seminaristen, machte, als uns zum ersten Mal ein Feuilleton von ihm unter die Augen geriet.

Jung kommt aus Neisse. Der überzeugteste Kommunist vom linken Flügel ist, eines Stadtrats Sohn, im schlesischen Rom geboren und groß geworden. So spielt das Leben wunderbar. Vieles von dem, was er geschrieben hat, fügt sich nicht mehr der Dichtung ein, ist Aufruf, Waffenruf, Traktat. Und doch schlägt immer wieder, durch alle Theoreme, mit denen die Schriften belastet sind, das heiße Herz des Dichters durch.

Was sich bei Jung zwiespaltig gibt, weil der Politiker nicht mit dem Dichter zusammen zu kommen vermag, ist bei Max Herrmann rund und ganz. Ich denke da etwa an die Klinkerts aus seinem Novellenband „Begegnung“. Und da, wo Jung nur hassen kann, erwacht bei Herrmann ein wissendes Verstehen. Es ändert an der Stellung des Dichters nicht, und macht aus weiß nicht rot, — aber der Mensch steht über der Partei.

Zu Jung mag man auch Lampel stellen, der in der Liegnitzer Ebene zu Hause ist. Freilich, der glühende Eifer, der in Jung brennt, ist hier nicht mehr. Lampel hat mit den „Jungen in Not“ und der „Revolte im Erziehungshaus“ ein öffentliches Übel aufgedeckt. Aber dann ist „Giftgas“ gekommen und nach ihm eine szenische Zergliederung des § 218, Lampel greift nur die Themen auf, die gerade im Brennpunkt des Interesses stehen. Er ist Reporter auf der Bühne. Und unter diesem Aspekt wird man auch seine „Politik“ verstehen müssen. Sinn für die Schlagzeile, das Aktuelle, scheint mir für Lampel charakteristisch zu sein. Nicht aber der Sinn für das Politische.

Vielleicht darf man an dieser Stelle an Bronnens „OS“ erinnern, obwohl es eigentlich nicht hierher gehört. Hier schlagen politische Tendenzen durchaus hervor. Der fabelhaft „gekonnte“ Roman, in einem hetzenden, atemlosen Tempo erzählt, hämmert ununterbrochen dem Leser ein, daß nur die Selbstschutzbünde, der Nationalsozialismus, das Rechte seien. Ob das nun wahr ist oder nicht, steht hier so wenig zur Untersuchung wie Jungs Behauptung, daß aus dem Kommunismus die neue Zeit erwachsen müsse. Es ist der Fanatismus von rechts — der seltsamerweise von außen hereingetragen wird, aber von keinem Schlesier vertreten wird. Die schlesische Jugend neigt heute nach links. Wie ja auch Gerhart Pohl mit seiner kritischen Monatsschrift „Die Neue Bücherschau“ im linken Lager steht.

Und wie auch Emil Ludwig stärker nach links als rechts tendiert. Von seinen Büchern braucht man hier nicht zu sprechen. Sie sind bekannt — freilich die biographischen Romane in weitaus größerem Maße als seine Dichtungen. Und man denkt wohl zuerst an seine biographischen Romane: Goethe, Napoleon, Wilhelm II, wenn man den Namen nennt. Das zeigt am besten, wie stark der Heldendarsteller, der Biograph und Demokrat, auf unsere Zeit zu wirken versteht. Auf seine Bücher einzugehen, ist hier nicht der gegebene Ort; es handelt sich nur darum, Ludwig im schlesischen Raume zu orientieren, ihn jenem Kreise politischer Dichter zuzuweisen, der uns besonders eigentümlich ist.

„Der uns besonders eigentümlich ist“ — besteht der Satz zu Recht? Anders gefragt: warum hat sich das junge Schlesien der Politik bemächtigt? — Man wird nicht wollen, daß hier in wenigen Zeilen eine befriedigende Antwort gegeben wird. Es ist nur möglich anzudeuten, was mir wahrscheinlich scheint. Dies nämlich, daß alle Politik nur eine Erscheinungsform des Ringens um die Idee des Staates ist. Und daß der Staat als solcher ein metaphysisches Wesen ist so gut wie — Gott. Daß also diese Menschen nur einen andern Namen setzen und einen anderen Bewußtseinsinhalt an Stelle dessen, was jene setzten, von denen vorhin die Rede war. Das Ziel ist anders; das Wollen ist dasselbe.

Anders gefaßt: seit fast zweihundert Jahren wehrt sich Europa gegen die Religion. Verlangt es nach Aufklärung. Fordert es klares, nicht mystisches Denken. Man lese nach, wie leidenschaftlich gerade Klarheit im Denken, sauberes Denken, von dieser jungen Generation gefordert wird. Was aber bleibt in der aufgeklärten Welt als höchste vernünftige Idee? Der Staat. Sowohl der Staat an sich wie als Beförderer menschlichen Glückes. Und so mag er an Stelle des höchsten Gottes, mag Politik an Stelle der Religion getreten sein. Das Ziel ist anders, das Wollen ist das alte. Ein Ringen und eine Not treibt uns, die meisten von uns. Es sind nur wenige, die diese Not nicht spüren, die nur die Lust „Erzählen“ kennen, nicht aber die ewige Unruhe. Seltsam, daß dieses Land dennoch zum Singen kommen kann. Daß sich dem Schlesier Lieder formen. Das ist wohl eine der vielen Unbegreiflichkeiten, die Gott in unsere Welt gegeben.

Es sind nicht viele, die auszunehmen wären. Hauptmann und Stehr, Ulitz und Bischoff, Köhler und Barsch, allen fügt sich das Wort zum Liede. Wenn trotzdem zwei besonders zu nennen sind, dann Helmut Richter und noch einmal Max Herrmann. In Richter steckt noch etwas von alter Liederseligkeit, und er singt, wie der Vogel singt. Max Herrmann aber muß sich ins Singen retten. Er würde zugrunde gehen an dieser Welt, hätte er nicht die Möglichkeit, sein Leid hinauszuweinen. Es gibt in Deutschland kaum einen Dichter, der neben Herrmann bestehen könnte. „Einsame Stimme“ und wieder „Abschied“ gehören zum Schönsten, was jemals geschrieben worden ist.

Ich glaube, die Möglichkeit, seine Gedanken oder sein Fühlen in ein Gedicht zu tun, erfordert eine besondere Stärke des Sich-hingeben-könnens. So wie das Übersetzen. Und wenn das eine dem Schlesier gegeben ist, wird man das andere bei ihm auch suchen dürfen. Wieder darf man Max Herrmann nennen; darf man daran erinnern, daß Ulitz ans Übersetzen dachte, darf man vor allem Hans Reisiger anführen, der Rudyard Kiplings ausgewählte Werke herausgibt und „Kim“ so wie die „schönste Geschichte der Welt“ in ein vorzügliches Deutsch zu bringen wußte.

Hat uns die Frage des Übersetzens bereits in einen der Randbezirke der Kunst geführt, so mag gestattet sein, noch auf zwei Schlesier hinzuweisen, deren Erzählen Berichten ist. Die

keine Geschichten erfinden, sondern vom Leben und seinen Alltäglichkeiten Nachricht zu geben haben. Da ist einmal Paul Barsch, der seine Jugendzeit beschreibt: „Von Einem der auszog“, — wohl der bedeutendste und ehrlichste autobiographische Roman, den Schlesien besitzt; und da ist Hugo Scholz mit seinen „Dörflern“. Von Menschen und Bräuchen aus dem schlesischen Bergland berichtet er in einer wohltuenden, ruhigen Art. Man denkt an Rosegger und seine „Äpler“ und sein „Volksleben aus der Steiermark“. Gewiß, kein himmelstürmendes Werk, aber doch gut, daß es geschrieben worden ist. —

Ich bin am Ende meines Berichts, der keine gelehrte „Übersicht“ sein will und nicht den Anspruch erhebt, die Dinge „richtig“ gesehen zu haben. Mein Gott, was heißt auch richtig? Der eine hält dies dafür, der andere das. Der eine würde am liebsten nur drei, vier Namen nennen; der andere brächte ebenso gern ein Heer von hundert schlesischen Dichtern auf. Und jeder hätte von sich aus recht. Deswegen will ich nicht streiten und nicht behaupten: wie ich es sehe, müßte es sein. Ich habe nichts anderes tun wollen und tun können, als zu erzählen, was ich im schlesischen Schrifttum für „richtig“ halte. Als die zu nennen, die mir die Wesentlichen schienen.

Aber schon in dem Wort „die Wesentlichen“ wird ein Urteil gegeben, das nicht gegeben werden darf. Ich möchte es widerrufen und lieber sagen, daß ich die nannte, die „etwas zu sagen hatten“. Die der Mund Schlesiens sind. Denn Schlesien, dies große und schöne Land, ist ja nicht tot; es möchte laut werden und aussagen, was es erregt, bedrängt. Was seine Not, sein Schicksal ist. Und Not und Schicksal seines Volkes. Und wir sind nur sein Mund.



Bücherstilleben
Lichtbild v. Hans Semm

Welchen Leser wünsche ich mir?

Eine Rundfrage

Die Frage wurde an eine Anzahl schlesischer Dichter gestellt. Die Antworten finden sich gesammelt in einem Almanach, der den Teilnehmern am 50jährigen Jubiläum des Provinzialvereins der schlesischen Buchhändler überreicht worden ist. Wir geben mit Erlaubnis des Vereins daraus einige charakteristische Proben.

Arnold Ulitz:

Was für Leser ich mir wünsche?

Ich wünsche mir Leser, die meine Menschen bis zu solchem Grade miterleben, daß sie sie lieben oder hassen wie leibhaftige Mitmenschen. Diese Leser rechtfertigen erst meine Arbeit.

Vor allem wünsche ich mir auch Käufer; denn meine Bücher gehen schlecht.

Und schließlich — und dies ist vielleicht das wichtigste — wünsche ich mir Buchhändler, die meine Bücher lesen; denn das sind die Leser, die wieder Leser schaffen, wenn sie wollen.

Arnold Zweig:

Der Architekt baut Häuser für Menschen, die ihrer bedürfen, nicht für Baumeister, die daran fesselnde Fachprobleme studieren sollen. Trotzdem wird er überall solche Fachfragen auflösen und wohlversteckt an entscheidenden Stellen seiner Gebäude zur Wirkung bringen.

Ich schreibe Bücher für Menschen, die unbefangen in ihnen umhergehen und sich behaust fühlen sollen, und ich weiß, daß es die Aufgabe des Dichters ist und keines anderen, mit seiner Phantasie und seiner blutigen Erfahrung demjenigen die Welt aufzuschließen und zu deuten, besonders die zeitgenössische und die kommende, der ratlos und alltagverhaftet weder aus noch ein wüßte, wenn wir nicht wären. Ich wünsche mir also Leser, die gleich mir sich gedrängt fühlen, der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und der menschlichen Standhaftigkeit auf Erden zu immer breiterer Geltung zu verhelfen, die aber merken, wie selbstverständlich mir diese menschliche Grundaufgabe ist, so daß ich während der Konzeption und der Arbeit an nichts anders zu denken brauche als an die Rundheit und Belebtheit des zu schaffenden selbst. Daß ich für die Herren Kollegen überall kleine und auch größere Fachprobleme mit zu lösen suche, bleibe unter uns. Sie geben, zum mindesten für mich, meinen Schriften von „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer“ 1909 bis zum heutigen Tage 1929 einen kleinen geheimen Reiz, und dabei soll es bleiben.

Hermann Stehr:

Ich wünsche mir den Leser, der mich richtig versteht, meine Bücher richtig liest, mehr nicht.

E. G. Kolbenheyer:

Ich wünsche mir Leser, zu denen man heute schwer gelangen kann, für die geschrieben zu haben aber ein Leben wert ist.

Sie hören längst nicht mehr auf das Tamtam der Literaturmache, es ist ihnen gleichgültig, wie das Buch der Saison, des Monats, der Woche heißt, sie fragen nicht danach, wie

Dichter aussehen, leben, politisch denken. Ihnen ist es um das Werk zu tun, und für sie ist ein Buch nur wertvoll, wenn es ihr Gefühlsleben bereichert, Trübungen klärt, Beunruhigungen stillt und dabei dichterisch ergreift. Sie wissen, daß Sensation und Kolportage, die den Markt beherrschen, auf Wirksamkeiten beruhen, die jedermann, stehe er geistig niedrig oder hoch, „packen“, weil Animalisches auf Animalisches wirkt, dem auch der Kulturmensch naturbedingt zugeordnet, dem er aber nicht unterworfen ist. Sie lieben diese allzu billigen Niggerwirksamkeiten ebensowenig wie den sentimental oder politischen Kitsch.

Ich weiß, daß es solche Leser in allen Kreisen des deutschen Volkes zahlreich gibt. Und sie wünsche ich mir. Es ist nicht leicht, zu ihnen zu gelangen. Wer nicht um des raschen Erfolges willen schafft, lernt warten, ohne verzichten zu müssen.

Hans Christoph Kaergel:

Es ist seltsam, die scheinbar alltägliche und nüchterne Frage nach dem Leser bewegt mich so, daß sie mich im tiefsten aufrüttelt und mich selber bis zu den Anfängen des Schaffens bringt und einmal zwingt, mir selber Rechenschaft zu legen. Es mag immerhin Menschen geben, die diese Frage schon an sich verneinen, weil doch jedes wahrhafte innerste Werk eine innere Befreiung des schöpferischen Menschen darstellt. Ich könnte auch mit aller Wahrheit behaupten, daß der Leser — der andere —, der durch mein Werk irgendwie zu mir gehört, nicht vorhanden ist, daß ich nur aus einem inneren Zwange heraus schreibe. Aber das wäre wahr und doch auch unwahr. Denn immer habe ich schon bei der Entstehung eines Buches das Gefühl gehabt, als ob doch der Mensch mir über die Schulter zuschaute, der es einmal lesen wird. Ja, oft ist es ein bestimmtes Gesicht gewesen, das hinter mir aufstand und wieder verschwand. Zurück blieb nur das Gefühl, auch beim Schreiben, in dem selbst unerklärlichen Zwangszustand nicht allein gewesen zu sein. Jetzt, da die Frage zu mir kommt, sehe ich das verschwundene Gesicht wieder. Es ist der Leser meines Buches, den ich nicht kenne und von dem ich doch alles weiß. Denn das Merkwürdige, das mir nun erst im Nachdenken bewußt wird, ist die Tatsache, daß ich zu meinem unbekannten Leser in einem innerlich so nahen Verhältnis stehe, daß ich ihn kenne. Ich weiß jetzt, daß ich mit jedem Buche den Leser suche. Ich muß ihn finden, weil ich ihn so heiß ersehne. Denn er ist der Spiegel, in den ich mit meinem Werke mein Gesicht werfe. Wie er es zurückwirft, so ist es. Dabei entdecke ich die tiefere Verkettung mit dem Leser. Er umfaßt mich. Er ist weiter — größer als ich. Er läßt mich in sich selber noch einmal leben, wie ich leben möchte. Jede Äußerung — Lob und Tadel — wird heiß ersehnt. Denn der Leser ist allein der Wundermann, der mein Werk leben läßt. Es sage doch niemand, daß ein Werk von sich aus lebe. Und wenn ich mich tausendmal mit dem Besten im Wort verschenke, es bleibt ein totes, gedrucktes Wort, wenn es der andere nicht aufhebt und leben läßt. Der Leser ist das Leben. Er ist aber auch zugleich der Tod für ein Werk. Und nun komme ich zu dem heimlichen Wunsch, zur Sehnsucht, die in jeder Zeile meines Werkes in das All hinausruft: die Sehnsucht nach dem Menschen, der das Wort aufhebt und leben läßt. Nicht der Mensch, der einmal in einer Stunde das Buch aufschlägt und die Geschichten in sich hineinlebt und vergißt, ist mein Leser, sondern der Mensch, der irgendwo auf einer Seite stehen bleibt und den Kopf schüttelt

und sagt: Nein, das kann kein Mensch erleben. Oder, der einmal den Blick senkt und zu sich sagt: durch diese Lebensstraße bin ich auch gegangen. Oder gar der, der nichts sagt, sondern einen Augenblick lang fühlt, es ist mit diesem Buche ein Mensch zu ihm eingekehrt. Das ist mein Leser!

Er wird immer seltener zu finden sein. Er wird nicht unter denen zu suchen sein, die keine Zeit haben, die den Tag zerhacken, um Zeit und abermalen Zeit zu erjagen. Er wird unter denen nur sein, die vor der Erhabenheit des Lebens noch irgendwie Ehrfurcht besitzen. Die fühlen, daß das größte Wunder des Lebens noch nicht gefunden wurde: die Menschenliebe. Das wird mein Leser sein! Für diesen Menschen schreibe ich. Nur für diesen einen, wo er auch leben mag. Und wenn es nur einer ist. Er wird einen anderen finden. Und endlich wird trotz Kino und Radio, trotz der rasenden Automobile und der Stundenhatz der Arbeit das Buch wieder etwas anderes werden als ein Vorüberhuschendes. Es wird durch den Leser, der es in sich neu schafft, weil er in ihm lebt, wieder mehr als ein Buch. Ich werde in ihm selber zu den Menschen kommen und sie finden und mich ihnen verschenken, wie sie sich mir verschenken. Das Buch ist nicht mehr mein Buch, es ist das Buch des Lesers. Denn mit ihm und durch ihn lebe ich mit ihm in einer Gemeinschaft, die ich mit heißem Herzen immer suchte, die Gemeinschaft, die uns das Leben heimlich verschönt, daß wir es kaum noch wissen, wie schön das Leben ist. Ich weiß, es ist die Menschenliebe.

Alfred Kerr:

Ich wünsche mir den Leser, der erkennt, was ich für die deutsche Sprache bin.

Ein Brief Goethes an den Verleger Joseph Max

Weimar, den 10. Mai 1825

Euer Wohlgeboren

verfehle ich nicht, für das Vertrauen bestens zu danken, welches Sie mir und meinen Werken zuwenden wollen, sowie für das geneigte Gebot, das jedoch dem höchst bedeutenden Unternehmen wohl nicht gleichzuhalten sein möchte. Mein Geschäft ist nun, den Abschluß der Verhandlungen am hohen Bundestage, die Art der zugesagten Privilegienverteilung respektvoll abzuwarten und indessen das zu überlassende Exemplar meiner Werke letzter Hand in mannigfachem Sinne revidiert, seiner Vollendung immer näherzuführen. Ich werde alsdann den resp. Buchhandlungen, welche ernstlichen Anteil an diesem Geschäft beweisen, eine Übersicht desselben mitteilen und einem Abschluß mit den besten Hoffnungen entgegensehen.

Ergebenst
J. W. v. Goethe

Von schlesischen Verlegern einst und jetzt

Von Emil Wohlfarth

Wenn ich mich anlässlich des 50jährigen Jubiläums Schlesischer Buchhändler zu obigem Thema äußere, so kann ich dies nur tun, wenn ich eingehend gleich bemerke, daß die nachfolgenden Ausführungen durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ich habe in der Schlesischen Gesellschaft zur Förderung buchhändlerischer Fortbildung in den Jahren 1925 bis 1928 eine Reihe von Vorträgen gehalten und mich dabei mit alten Breslauer Verlagen und mit alten Breslauer Buchhändler-Persönlichkeiten beschäftigt. Diese Vorträge waren der erste Versuch, in ein dunkles Gebiet schlesischer Geschichte vorzudringen, da gerade die Beziehungen zwischen Verleger und Autoren fast nie im Archiv der Firma ihren Niederschlag finden, weil sie oft so persönlich sind, daß mit dem Tode des Verlegers die Nachwelt nichts mehr erfährt, in wie weit der Verleger Freund und auch Anreger seiner Autoren gewesen ist.

Schon im 17. Jahrhundert begegnen wir Buchhändlern wie Veidt, Jakob Trescher, Fellgiebel, Lischke und Gründer in Breslau, sowie Wiegand Funcy in Glogau. Der letztere verlegte u. a. Werke von Andreas Gryphius, dessen Gedichte dann später der wohl noch den Älteren bekannte Professor Palm vom Magdalenen-Gymnasium bei Eduard Trewendt herausgab. Kaspar Kloszmann stand mit Logau im Verkehr und Fellgiebel hat mit Hoffmann von Hofmannswaldau Beziehungen unterhalten und auch das eine oder andere seiner Werke verlegt. Martin Opitz hat nur wenig bei David Müller in Breslau herausgegeben, somit folgte er der Lockung, nicht schlesische Verleger zu bevorzugen.

Ob das Verhältnis der Verleger zu den Autoren ein herzliches war, inwieweit die Verleger als Anreger zu betrachten sind, wissen wir aus dieser Zeit nicht. Dagegen ist ein Freundschaftsbund zwischen Christian Garve und seinem Verleger Johann Gottlieb Korn in etwas jüngerer Zeit festzustellen. Die Verehrung — eine Reihe von Briefen an Korn, die heute noch im Archiv der Firma liegen, beginnt mit „hochgeschätzter Freund“ — war eine gegenseitige, denn Johann Gottlieb Korn stellte die Büste Garves in seinem Park in Oswitz auf. Alles Wesentliche von Garve wurde in den Jahren 1788 bis 1804 bei Korn verlegt. Das treue Verhältnis Garves zu Korn spricht wohl am besten dafür, wie ungetrübt ihre Beziehungen waren.

Zu den Autoren Korn's gehört ferner — um nur ganz wenige zu nennen — Friedrich der Große, welcher eine Sammlung aller in Schlesien ergangenen Verordnungen (Edikten-sammlung) erscheinen ließ, die sich sowohl auf Finanz- wie Justiz- und endlich Kirchendinge erstreckte (Bild 1). Auch das Privilegium zur Herausgabe der Schlesischen Zeitung erteilte er der Firma. Daß die Schlesischen Provinzialblätter, die 1785 zu erscheinen begannen, 1791 von Korn übernommen wurden, dürfte allgemein bekannt sein. Die 66 vorliegenden Jahrgänge bilden für Forscher sämtlicher Gebiete eine wahre Fundgrube. Ferner nenne ich Suarez, den Schöpfer des Preußischen Landrechts und endlich den berühmten Dr. Manso vom Magdalenen-Gymnasium. Für die Wandlungsfähigkeit des Verlages spricht es, daß er kurz vor dem Kriege sich entschloß, auch einen belletristischen Verlag zu eröffnen. Paul Keller, der bekannte schlesische Schriftsteller, hat 1912 im Verlage Klambt in Neurode die „Bergstadt“



gegründet. 1914 erwarb Korn diese Monatsschrift. Im Anschluß daran übernahm Korn die Verlagsrechte der Kellerschen Romane und hat es verstanden, aus dem „Bergstadt-Verlag“ einen führenden belletristischen Verlag des Ostens zu machen.

Johann August Barth, in Königswarthe bei Bautzen geboren, erwarb 1798 die noch heute bestehende Firma Graß, Barth u. Comp., die mit seinem Eintritt in ein neues Stadium trat. Als begeisterter Literaturfreund hat er oft unter großen Opfern Werke von hervorragenden Schlesiern herausgegeben. Besonders freundliche Beziehungen bestanden zwischen ihm und Fülleborn, welcher die Wochenschrift „Der Breslauer Erzähler“ bei Barth herausgab. — Das in seiner Art einzigartige Werk, das Barth unter Aufwendung großer Kosten herausgab, war „monumentum pacis annis 1814—15“, enthaltend ein Gedicht von Manso zur Verherrlichung des nach der endgiltigen Besiegung Napoleons entstandenen Friedens, übersetzt in fast alle Sprachen (Bild 2). Das Werk umfaßt 80 Blatt in Folio, jedes mit prächtigen bunten Verzierungen durch Steindruck ausgeführt und ist eine literarische und linguistische Kuriosität ersten Ranges. — Barth gab ferner die von Karl Adolf Menzel verfaßte „Geschichte der Deutschen“ in acht Bänden, ferner die neuere „Geschichte der Deutschen“ in 12 Bänden und endlich „Die Geschichte Schlesiens“ in drei Bänden sowie die Topographische Chronik von Breslau heraus; namentlich das letztere Werk wird heute noch sehr geschätzt, denn es

PACIS
ANNIS MDCCCXIV ET MDCCCXV
FOEDERATIS ARMIS RESTITUTAE
MONUMENTUM
ORBIS TERRARUM
DE
FORTUNA REDUCE GAUDIA
GENTIUM LINGUIS. INTERPRETANS
PRINCIPIBUS PIIS FELICIBUS AUGUSTIS
POPULISQUE
VICTORIBUS LIBERATORIBUS LIBERATIS
DICATUM.



CURANTE
JOHANNE AUGUSTO BARTH.

VRATISLAVIAE,
TYPIS GRASSII BARTHII ET COMP.

enthält außer dem hoch interessanten Inhalt — u. a. dem Verkehr Friedrich des Großen mit Arletius, seinerzeit Rektor des Elisabetans — das Tagebuch der Belagerung Breslaus und ist mit vielen kolorierten Abbildungen geschmückt. Auch Hoffmann von Fallersleben trat in enge Beziehungen zu dem Verlag.

Aber auch zu dem Buchhändler Josef Max hatte Hoffmann von Fallersleben Beziehungen, die freilich nicht immer freundlicher Natur waren. Josef Max ist aus dem Anfang des 19. Jahr-

hundreds wohl derjenige Buchhändler im Osten, vielleicht sogar Norden Deutschlands, der sich die größten Verdienste um die deutsche Literatur erworben hat. Bei ihm verkehrte, sei es nun geschäftlich oder privat, eine große Anzahl wissenschaftlicher Autoritäten, so u. a. Manso, von dem oben schon erzählt wurde, ferner der bekannte Lexikograph Passow, Henrik Steffens (allerdings ein Norweger, aber lange in Breslau tätig und durch sein Auftreten 1813 bekannt), Hagen, der erste Professor des Altdeutschen an der Breslauer Universität (Bild 3), Tieck, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Professor Braniß, Zimmermann, der eine dreizehnbändige Beschreibung Schlesiens herausgab, Schall, der Gründer der Breslauer Zeitung, Middeldorpf, einer der berühmtesten Chirurgen Breslaus, G. A. Harald Stenzel, der berühmteste Historiograph Schlesiens und — last not least — Karl Otfried Müller, der mit Böckh und F. A. Wolf einer der hervorragendsten Vertreter der klassischen Philologie war. So ist wohl Max derjenige Buchhändler, der als erster bewußt die geistigen Kreise der Provinz an sich zu fesseln verstand, und deshalb kann es uns auch nicht wundernehmen, daß er versuchte, die Ausgabe „Letzter Hand“ von Goethe zu verlegen. Allerdings scheiterte dieses Unterfangen an den Honorarforderungen Goethes. Max ist von Cotta schließlich überboten worden.

Das freundschaftliche Verhältnis Holteis zu seinem Verleger Eduard Trewendt ist bekannt. Als Hausfreund des Trewendtschen Hauses verkehrte er daselbst viel, und unter den 400 nicht veröffentlichten Briefen, welche die Stadtbibliothek in Breslau verwahrt, findet sich eine große Anzahl an Eduard Trewendt und seine Söhne, die Zeugnis ablegen von der herzlichen Freundschaft, die zwischen beiden bestand. Auch mit Rudolf Gottschall, dessen „Geschichte der deutschen National-Literatur“ bei Eduard Trewendt erschien, bestanden freundschaftliche Beziehungen.

Josef Partsch, der bekannte und bedeutende Geograph mit seiner Landeskunde von Schlesien, unterhielt angenehmste Beziehungen zu Ferdinand Hirt und der Köbnerschen Verlagsbuchhandlung, die seit über 30 Jahren unter dem Namen M. u. H. Marcus weiter fortgeführt wird. Von den Autoren der letzteren möchte ich zwei kleine Vorkommnisse erzählen, die beredtes Zeugnis für den persönlichen Verkehr zwischen Verleger und Autor ablegen. Eugen Ebert, der nachmalige Vizepräsident des Kammergerichts, hatte bei M. u. H. Marcus sein „Amtsgerichtliches Dezernat“ verlegt. Als 1900 das neue Bürgerliche Gesetzbuch eingeführt wurde, wollte er sich an die Bearbeitung nicht heranmachen. Der Verleger setzte ihm ständig zu, so daß das veränderte „Amtsgerichtliche Dezernat“ rechtzeitig erscheinen konnte, und der große Erfolg — bis heute sind 13 starke Auflagen verkauft — knüpfte die beiden eng aneinander. Ebert war ständiger Gast im Verlagskontor, hatte seine eigene Kiste Zigarren und betrachtete sich wie zu Hause. Konnte man sich ihm nicht widmen, so beobachtete er das Leben und Treiben auf der Kaiser-Wilhelm-Straße, verschwand aber auch oft ohne Gruß, wenn er draußen einen Künstler oder eine Künstlerin vorbeigehen sah, die er, der große Kunstfreund, gern ansprechen wollte. — Noch rührender ist das Verhältnis zu Alfred Hillebrandt, dem bekannten Sanskritisten der Breslauer Universität. Als das wohl einzigartige Ereignis eintrat, daß von der Hillebrandtschen großen Vedischen Mythologie nach fast 30 Jahren eine Zweitaufgabe notwendig wurde, da stellten sich durch die Nachkriegsjahre

3. Romantische Sehnsucht nach dem Mittelalter erweckt das Interesse am Nibelungenlied, das der erste Germanist an der Breslauer Universität im Verlage von Josef Max herausgibt.



der Herausgabe ungeahnte Schwierigkeiten in den Weg. Sein Verleger bot ihm an, das Werk anderweitig zu veröffentlichen und hatte bereits einen bekannten Verlag hierfür gewonnen. Hillebrandt wollte aber der Firma, mit der er seit über 30 Jahre wissenschaftlich verbunden war, die Treue bewahren und hielt aus, bis es möglich war, bei M. u. H. Marcus das Buch herauszubringen. Diese Treue brachte es mit sich, daß der druckfertige erste Band acht Tage nach seinem Tode erscheinen konnte. Hillebrandt sah die Krönung seines Lebenswerkes nicht, dagegen fand man in seinem Nachlaß fein säuberlich das fast druckfertige Manuskript des Schlußbandes mit der Aufschrift „für Herrn Marcus“.

Daß auch unser berühmter schlesischer Landsmann Gustav Freytag, als er noch ganz unbekannt war, seine Gedichte bei Johann Urban Kern hier verlegte, kann nicht unerwähnt bleiben. Auch dieser Verleger hat den Ruhm, junge, noch unbekannte Kräfte durch Herausgabe ihrer Werke bekannt gemacht zu haben, unter anderem außer dem schon genannten Gustav Freytag noch Max Ring, Graf Strachwitz, Max Kurnik und andere. Bei Kern verkehrte auch Ferdinand Lassalle, dessen „Philosophie des Heraklit“ von Böckh als das bedeutendste Werk der Zeit bezeichnet wurde. Lassalle benutzte auch viel die umfangreiche Leihbibliothek Kerns und in seinem von Paul Lindau herausgegebenem Tagebuch findet sich eine Stelle, in der er schreibt, wenn Kern mich noch einmal an die Rückgabe dieses Buches erinnert, erhält er einen Stoß in die Zähne (mit der Rückgabe geliehener Bücher nahm man es seit alten Zeiten nicht sehr genau). Kern selbst war als Gelehrter tätig. Er hat die schlesischen Sagen

und Legenden in einer schlesischen Sagen-Chronik verfaßt, die auch heute noch sehr geschätzt wird.

Nicht unerwähnt darf man den Priebatschschen Verlag lassen, der aus der 1861 gegründeten Buch- und Lehrmittelhandlung sich entwickelte. Hier ist Dr. Felix Priebatsch als die treibende Kraft anzusehen, der, selbst Historiker, es verstand, gerade seine Sparte besonders zu pflegen. Ob er nun die schlesische Bibliographie herausgab oder die Kulturgeschichte der Slaven oder die Jahresberichte der deutschen Geschichte, stets war er bestrebt, seinen Publikationen einen Rahmen der Internationalität zu geben.

Die Geschichte der altangesehenen Firmen Ferdinand Hirt, Goerlich und Handel in diesem Zusammenhang zu berühren, würde den Rahmen des Artikels sprengen. Doch möchte ich noch zweier belletristischen Verlagsgründungen gedenken. L. Heege in Schweidnitz verstand es, seinem Kalenderverlag einen mundartlichen Verlag anzugliedern, durch den er sich um die Heimatliteratur große Verdienste erworben hat. Daß ferner die Ostdeutsche Verlagsanstalt, die erst seit wenigen Jahren besteht, ein großzügiges belletristisches Unternehmen geworden ist, ist ja allgemein bekannt. Hier sei nur erinnert, daß es auch möglich ist, außerschlesische Dichter vom Osten her durchzusetzen; denn der Erfolg Paula Groggers nahm von Breslau aus seinen Weg.

Wenn auch die Zeitverhältnisse den kulturellen Aufgaben nicht günstig sind, wird doch der schlesische Buchhandel sich seiner Pflicht, der Wissenschaft und Belletristik Dienste zu leisten, stets bewußt bleiben, zuweilen auch dann, wenn materielle Erfolge seiner Tätigkeit nicht erwartet werden können.



Nach der Mahlzeit
Lichtbild von Curt Pfeiffer (Breslau)

Buch und Volk

Von Theodor Marcus, Breslau

Als jüngst der Bayerische Buchhändlerverein sein 50jähriges Jubiläum feierte, hat Thomas Mann als Vertreter der Schriftsteller uns Buchhändlern bescheinigt, daß wir ein äußerst sympathischer Stand wären. Er hat dies in seiner feinspointierten Art dadurch zu beweisen versucht, daß er an einem kleinen Erlebnis feststellte, daß der Individualbetrieb sich im deutschen Buchhandel auch heute noch im Zeitalter der Konzentration erhalten kann, und daß der Buchhändler auch hierbei sein Auskommen hat, wenn er es versteht, den Kontakt mit den Käufern aufrechtzuhalten; da die meisten Menschen beim Bucheinkauf gern beraten sein wollen. Inwieweit Thomas Mann aus seiner Feststimmung heraus milde und gütig gestimmt war, braucht hier nicht untersucht zu werden. Seine Worte haben aber doch symptomatische Bedeutung. Gewiß die Zusammenschlüsse, besonders auf Verlegerseite, sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten größer geworden. Wir finden mächtige Unternehmungen mit großen Kapitalien, bei denen das Verlegen scheinbar nach rein merkantilen Gesichtspunkten betrieben wird. So muß es dem Beobachter wenigstens erscheinen, der die Dinge nur flüchtig betrachten kann, zumal wenn von einem großen Erfolge des einen oder anderen Modebuches gesprochen wird. Der Fachmann und Kenner aber weiß, daß selbst diese so ganz kaufmännisch aufgezogenen Betriebe über ein kleines Etwas nicht springen können, benötigt doch jeder buchhändlerische Betrieb eine Persönlichkeit, die noch imstande ist, alle wesentlichen Vorgänge im Auge zu behalten. Nur mit dem Einsetzen seiner eigenen Note z. B. kann ein Verlag geleitet werden. Industrielle Mammutbetriebe haben sich erfahrungsgemäß nie über eine Generation hinaus erhalten, denn der Buchhandel, als Mittler des geistigen Gutes, vertreibt, wie allgemein bekannt ist, eine Ware, die erst dann, auch nach vollendetster Herstellung, Fertigfabrikat wird, wenn sie in die richtige Hand gelegt ist.

Wir erleben im deutschen Buchhandel mithin die Merkwürdigkeit, daß das fertige Buch auf dem Lager des Verlegers wohl in merkantilem Sinne Fertigfabrikat ist, wir erleben sogar, daß dasselbe Buch auf dem Lager des Sortimenters, des Ladenbuchhändlers ebenfalls Fertigfabrikat ist. Und doch fehlt ihm das Entscheidende, das Letzte, das Wesentliche! Es kann erst sprechen, es kann erst wirken, es kann erst leben, wenn es geschickt geleitet zu dem Leser gelangt, für den es von allem Anfang an bestimmt ist.

In einer Zeit, wo jeder Berufsstand sich gern sein kulturelles Mäntelchen umhängt, warum sollten dann nicht auch wir uns wirklich als „Mittler des Geistes“ fühlen, wo uns doch ein so Bedeutender wie Friedrich der Große bereits diesen Ehrentitel verliehen hat.

Ich könnte nun volkswirtschaftlich die These beweisen, daß tatsächlich das Buch erst zu leben anfängt, wenn es in die Hand des richtigen Käufers gelegt ist. Doch dies erscheint mir nicht so reizvoll wie der Nachweis, daß der Buchhandel (sowohl der Verleger wie auch der Sortimenter) als Durchgangsstation für geistig Schaffendes ständig Verpflichtungen übernimmt, und zwar nach zwei Seiten: Autor und Volk.

Stehen doch hinter uns Verlegern die geistig Schaffenden! Wer will es da leugnen, daß sich für jeden von uns oft der schwere Berufskonflikt ergibt, ob man berechtigt sei, in dieses Schaffen einer Führerschicht in irgendeiner Weise bestimmend oder auch nur regulierend einzugreifen. Unabhängig hiervon ist eine Tätigkeit des Verlegers zu werten, wenn er auf Grund des persönlichen Kontaktes mit seinen Autoren versucht, der einen oder anderen Idee, die ihm wesentlich und zeitgemäß erscheint, dadurch zum Siege zu verhelfen, daß er den einen oder anderen Menschen findet, der auf Grund seines Künstlertums, auf Grund seines Fachwissens in der Lage ist, die Idee auch zu gestalten. Von dieser anregenden, manchmal auch befruchtenden Tätigkeit des Verlegers soll hier nicht gesprochen werden. Der Senior des schlesischen Buchhandels hat in einem gesonderten Artikel einiges von „alten und neuen schlesischen Verlegern“ erzählt.

Man könnte diese Zusammenhänge noch wesentlich vertiefen, und es wäre reizvoll, wenn einmal eine deutsche Geistesgeschichte geschrieben würde, an Hand der Verlagsproduktion des bedeutendsten Verlegers. Denn es ist tatsächlich nachweisbar, daß 100 oder 150 Verleger innerhalb von 150 Jahren die wesentlichen Strömungen des deutschen Volkes in ihrer Verlagsarbeit eingefangen haben. Dies mag anmaßend erscheinen, wird aber sofort verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß für viele z.B. bei Nennen des Namens Eugen Diederichs sich sofort Assoziationen bilden und man sich unwillkürlich einen ganz bestimmten Typ Bücher vorstellt. Hierbei wird gewöhnlich nicht nur ans Äußerliche gedacht, vielmehr ist man über die vermutliche geistige Richtung und Haltung sofort im klaren. Man sagt dann wohl, dieser Verlag hat ein Gesicht.

Inwieweit also deutsche Verleger in ihrer Verlagsarbeit zu den geistig Schaffenden zu rechnen sind, soll hier nicht beleuchtet werden. Dieses Eingreifen in den Werdeprozeß eines Volkes bringt unglaubliche Schwierigkeiten und Verantwortung mit sich. In dem Augenblick, wo der Verleger sich vom reinen Geschäftemachen erhebt, wo er das Handelsmäßige seines Berufes in den Hintergrund stellt und das geistig Schöpferische freier entfaltet, in dem Augenblick wächst er ja selbst stärker zu einer Persönlichkeit heran, die nun ihr eigenes Gesicht hat. Was liegt näher, als daß er versucht, dieses sein Gesicht auch seinen Verlagskindern aufzudrücken. Ein wirklicher Verleger kann nie ein Mann sein, der farblos dasteht, der nicht zu den Ereignissen seiner Zeit positiv Stellung nimmt. Er muß bekennen können. Er muß eintreten für seine Weltanschauung. Denn wie soll er das berühmte Fingerspitzengefühl für das Kommende haben, wenn er sich zum Gegenwärtigen nicht bekennt.

Das hier vom Verleger Gesagte gilt, wenn auch stärker abgeschwächt, auch für den Sortimenter. Gewiß, bei ihm liegen die Dinge anders. Aber die Gefahrenpunkte sind bei ihm noch stärker. Denn zu leicht wird, weil er bekennt, er sich als kleiner Zensor fühlen. Er wird denken, daß er verpflichtet ist, zu sieben und zu sichten. Er wird den erhobenen Zeigefinger anderer Berufe des deutschen Volkes gern auch anwenden und sich mit einer unnahbaren Geste umgeben, die mehr schädigend, mehr verengend denn fördernd wirkt. Hier kann kein Rezept, keine Gebrauchsanweisung den Einzelnen helfen. Hier kann nur die langjährige Erfahrung das Taktgefühl so schärfen, daß er erkennt, wieweit es sich mit dem Mittlerberufe

verträgt, geistig zu bevormunden. Denn das ist ja das Große und Schöne des Berufs, daß es nicht stimmt, wenn gesagt wird, dieses Buch ist ein schädliches. Vom wirklichen Schund und Schmutz soll hier nicht gesprochen werden. Nur gegen die Werturteile „gut“ und „schlecht“ soll angekämpft werden. Muß der zwanzigjährige Gehilfe wirklich einen Dichter „ablehnen“, weil ihm der Stil nicht paßt, weil er findet, daß die Schilderung zu „frei“ ist? Die Käufer-schicht jedes Ladenbuchhändlers ist so vielgestaltig, so mannigfaltig, daß schon der Ver-teilungsprozeß, den er vorzunehmen hat, soviel Geistiges verlangt, daß dieses Geistige ihm Mühe genug bereitet. Hände weg von jeder Zensur! Mag das Buch a für den Mann b falsch sein. Den Mann c dagegen kann es durchaus weiter bringen. Und nicht in der Zensur des einmal Produzierten darf für ihn sich seine Tätigkeit erschöpfen, sondern er muß wissen, wie er das einmal Produzierte dem hierfür Empfänglichen, dem, für den es bestimmt ist, zu-führt. Oberstes Leitgesetz für uns beide — Verleger wie Sortimentler — muß es sein, dem Geistig Schaffenden die Kanäle zu erschließen, daß er zu seinen Mitmenschen sprechen kann. Dieses Gesetz gilt für alle Zweige des geistigen Lebens, denn es ist gegenstandslos, ob der Sanskritist zu 300 Fachgenossen der Welt, ob der Tagesschriftsteller zu Hunderttausenden spricht. Denn wenn man heute die Geschichte der letzten Jahrhunderte verfolgt, so gibt es zwei Betrachtungsweisen. Einmal kann man eine Zeitepoche nach den geführten Kriegen charakterisieren, oder aber man sieht sie geistesgeschichtlich-kulturell, und dann wird der Wert einer Periode von denjenigen Männern bestimmt, deren Wirken auch uns, den Nachkommen, noch nahe ist. In den Spitzenleistungen der Dichter und Denker prägt sich, so will mir scheinen, der Charakter einer Zeitepoche und deshalb dürfen auch Irrwege, dürfen auch Dinge, die man selbst persönlich ablehnt, nicht schon im Keime unterdrückt werden. Denn erst eine spätere Generation, die zu den Dingen die nötige Entfernung hat, kann beurteilen, was Edelgewächs, was Schlingpflanze ist. Auch hier lassen sich Regeln nicht aufstellen. Und wie der gute Gärtner weiß, wie er den Rosenstock zu beschneiden hat, so wird der richtige Verleger zwischen Eintags-ware und Zukünftigem zu werten wissen.

Der Berufsstand als solcher in seiner Gesamtheit hat die Aufgabe, nicht in Parteipolitik zu versinken, nicht in Weltanschauungsfragen sich zu zerklüften. Vielmehr muß auch an ihn ständig die Mahnung ergehen, nur für das Volksganze zu schaffen. Wenn ein Beruf an der Einigung aller, an der Überbrückung der Gegensätze mitarbeiten kann, so ist es der Buch-handel. Er ist durch seine Wechselstellung in jeder Weise berufen, vermittelnd einzugreifen. Brücken zu schlagen auch dort, wo andere schon glauben, daß keine Verbindung mehr möglich ist. Die Internationalität wahren Geistesschaffens ist unbestreitbar.

Dem schlesischen Buchhandel fällt darüber hinaus — und das sei an den Jubeltagen seiner Organisation laut und vernehmlich zum Ausdruck gebracht — noch eine Sonderaufgabe zu. Schlesien ist durch die Verhältnisse seit 1914 in erhöhtem Maße zum Grenzland geworden. Heimat und Scholle stellen besondere Anforderungen an den deutschen Osten. Und wieder wie schon in alter Zeit fällt uns Schlesiern die Aufgabe zu, Brücken zu schlagen, Verbindungen zu suchen, weil nichts stehen bleibt im Laufe der Geschichte, sondern alles fortschreitet. Wir müssen als Schlesier versuchen, zu verhindern, daß wir Provinz werden, daß unser geistiges Leben zurückgeht, daß wir uns in Abhängigkeit von Berlin oder anderen Zentren begeben, die nicht

bodenständig sind. Dem schlesischen Verlagsbuchhandel fällt wie seit Jahrzehnten die schwere Aufgabe zu, das geistige Leben Schlesiens in seine Verlagsarbeit einzufangen. Die Lockung für die Autoren, nach Leipzig, Berlin, München, Stuttgart abzuwandern, ist groß. Ihr gilt es bewußt ins Auge zu sehen und sie gemeinsam zu überwinden. Dem schlesischen Sortimentsbuchhandel liegt es ob, ständig neue Freunde dem guten und schönen Buch zuzuführen.

Man ist bei Festtagsauslassungen nur zu leicht versucht, in Superlative auszuarten. Doch glaube ich auf Grund meiner Kenntnis des schlesischen Buchhandels sagen zu können, daß alle wie ein Mann bereit sind, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, wenn die verantwortlichen Führer der Provinz und die in Frage kommenden Kreise der Bevölkerung den Buchhandel unterstützen.

Dann mögen in 50 Jahren beim 100jährigen Jubiläum des „Provinzialvereins der schlesischen Buchhändler“ unsere Enkel beurteilen, ob wir den alten Wahlspruch wahr gemacht haben: Enkel mögen kraftvoll walten, schwer Errungenes zu erhalten, da wir Gegenwärtigen uns als Enkel fühlen müssen der Generation von 1870.



Hermann Schneider: Der Arbeiter

Gedichte

Aus dem Altdeutschen

von Walter Meckauer

Spruch des Spielmanns

Ich fahr durchs Land, weiß nicht wozu,	Ich bin in Häusern nie zuhaus,
Ich spiel ein Lied, weiß nicht, für wen.	Ich bin in Städten nie daheim,
Ich sing ein Vers,	Ich sing ein Vers,
Ich lauf mein Zeit,	Ich lauf mein Zeit,
Ich wandre in die Ewigkeit.	Ich wandre in die Ewigkeit.
Ich wandre, ich fahre.	Ich wandre, ich fahre.

Die Landstraß wird mir klein und eng,
Am Hof der Frauen wird mir dumpf,
Ich hab kein Vers,
Ich hab kein Zeit,
Ich wandre in die Ewigkeit.
Ich wandre, ich fahre.

Der Maulfreund

Der Maulfreund ist ein falscher Freund,	Ist dort, wo böse Händel sind,
Ist dort nur, wo die Sonne scheint,	Wo jener fällt und der gewinnt.
Ist dort nur, wo der Würfel fällt,	Und der nicht fällt und der gewinnt,
Wo einer häufet Glück und Geld.	Dem ist der Maulfreund wohl gesinnt.
Ist dort nur, wo der Becher kreist	Er spricht: du bist ein kühner Mann,
Und einer mit der Erbschaft schmeißt.	Den keiner wohl besiegen kann.
Ist dort nur, wo ein Dirnlein geht	Er spricht: wer solches hat vollbracht,
Und ihren Schatz an ihn verrät.	Dem sei ein Becher dargebracht.

Er spricht: wer Freundschaft liebt und Scherz,
Der hat das allerbeste Herz,
Er spricht: Du schenkst den besten Wein,
Führwahr, du mußt von Adel sein.

Vor solchem Maulfreund, deutscher Mann,
Nimm dich in acht und glaub nicht dran.
Merk auf: rar ist der Freund in Not,
Maulfreund gehn tausend auf ein Lot.

Ofenkacheln aus dem Breslauer Rathaus

Von Dr. Christian Gündel

Bei allen Umbauten des Rathauses in den letzten Jahrzehnten sind Funde gemacht worden. Im Juni 1904 kamen bei Unterkellerungsarbeiten eine Reihe Ofenkacheln ans Tageslicht. Es sind ornamental verzierte Gesimsstücke mit gotischem Maßwerk. Eine einzige dieser Kacheln zeigt eine figurale Darstellung, ein Liebespaar, das hinter einer Brüstung steht. (Abb. 2) Der Mann schlägt die Laute, während die Frau ihm zärtlich die linke Hand auf die Schulter legt. Nach der Auffassung und der tiefgrünen Glasur zu schließen, gehört das Exemplar ins beginnende sechzehnte Jahrhundert.

Auch bei den Wiederherstellungsarbeiten der beiden letzten Jahre wurden Kacheln entdeckt, und zwar steckten sie mit Mauerschutt als Füllmaterial zwischen den Gewölbekappen und dem Fußboden der darüber liegenden Zimmer. Leider waren alle Stücke übel zugerichtet. Beim Einreißen der alten Öfen war ganze Arbeit getan worden, und es kostete Mühe, aus den unzähligen Scherben wenigstens einige Kacheln wieder zusammenzusetzen. Neben diesen ergänzten Stücken sind noch eine ganze Reihe interessanter Bruchstücke erhalten, die das Bild, das wir uns von der Töpfereikunst der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts machen können, wesentlich ergänzen.

Das Prunkstück der Kacheln ist die große Nischenkachel, die das Innere einer gotischen Apsis darstellt. (Abb. 3) Über dem abschließenden Kielbogen stellt sich dem Beschauer ein palastähnliches Phantasiegebäude dar. Fein abgetönt in den Farben — der Rand ist grün, der Kielbogen und die Halbsäulen weiß und gelb, die fein ornamentierte Rückwand der Apsis blau, der Palast bunt — stellt es ein erstklassiges Werk eines Breslauer Töpfers dar. Ähnlich in den Farben ist die leider nur zur Hälfte erhaltene Kachel mit dem Engel, der ursprünglich zwei Wappenschilde mit Teilen aus dem Breslauer Wappen hält. (Abb. 5) Das unter 1 abgebildete Stück mit den beiden schildhaltenden Engeln, das noch nichts von der Eleganz der übrigen aufweist, ist etwas früher anzusetzen. Es mag gegen 1500 entstanden sein.

Ein ganz anderer Stil tritt uns in den Kacheln mit der Fratze und den beiden Rosen entgegen. (Abb. 4 u. 5) Sie bilden in der feinfühligsten Aufteilung der Fläche ein geradezu klassisches Beispiel für die Renaissancekachel der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Schon diese wenigen Exemplare, die uns aus dem Rathause erhalten sind, legen ein beredtes Zeugnis davon ab, zu was für prachtvollen Öfen sie gehört haben müssen und auf welcher künstlerischen Höhe die Töpfereikunst im sechzehnten Jahrhundert in Breslau stand.

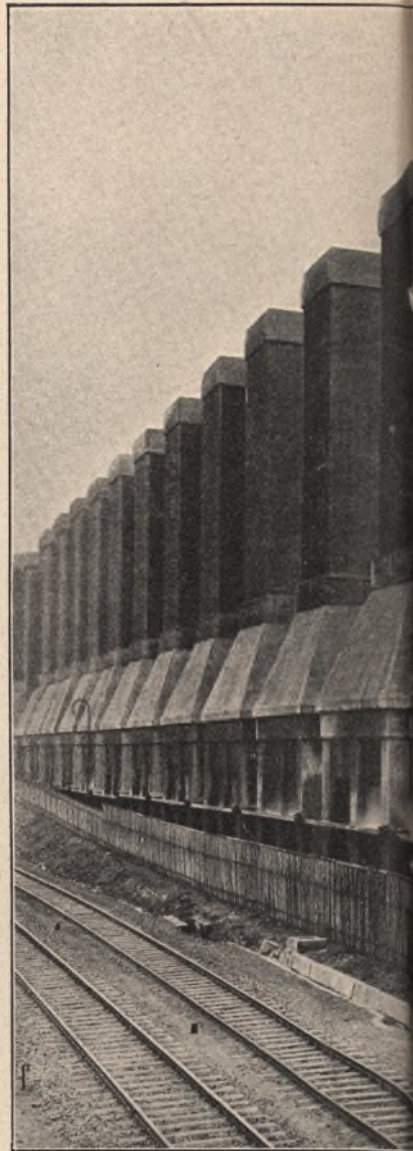


„Ostoberschlesische Heimat“



Phot. Kuhn

Deutsche Wochentagstracht aus Wilmesau



Kühlräume der Elek

**Drei Bildproben aus dem Kalender, herausgegeben
vom Deutschen Kulturbund für Polnisch-Schlesien**



Phot. Boidol

Wohnsiedlung Chorzów



Phot. Kuhn

Deutsche Festtracht aus Wilmesau

Die Maschine Jerome

Erzählung von Kurt Heynicke

Es war an einem Nachmittag im Hochsommer des Jahres 1918, eine von Gewitterwolken etwas fahle Stunde, als der Unteroffizier Wiking das Etappenlazarett verließ und aufatmend Karbolgeruch, Bett und Schonung hinter sich warf.

Die Straße war staubig und wurde von einzelnen schweren Regentropfen gepeitscht. Der Mann stand still und lauschte. Er konnte gut das wulende, unaufhörliche Murren der vom Geschützfeuer aufgeregten Front von dem lauten zornigen Grollen des aufziehenden Gewitters unterscheiden.

Der Krieg war in sein viertes Jahr getreten und das fünfte schien unausbleiblich zu sein, die Zahl der Toten aller Heere hatte die dritte Million längst überschritten.

Wiking dachte an die Heimat. Deutschland hungerte. Aber es organisierte den Hunger und betäubte ihn mit Ersatzstoffen.

Deutschland litt Mangel an Rohmaterial und Maschinen. Aber weder die flammende Mauer der feindlichen Heere noch die schwimmenden Ketten der Seeblockade wurden durchbrochen, so schuf die oberste Heeresleitung eine Formation, welche Maschinen und industrielle Anlagen in dem besetzten Gebiete beschlagnahmte und sie durch von fachkundigen Soldaten geleitete Kolonnen abbauen und in die Heimat transportieren ließ.

Unteroffizier Wiking, im Zivilberuf Maschinenbauingenieur, nach seiner Verwundung etappendienstfähig geschrieben, verließ das Lazarett mit der Order, sich bei jener Formation zu melden.

Während er langsam die Mitte der Stadt erreichte, stürzte das Gewitter mit grellem Blitz und starkem Donner herab. Wiking erfrischte sich an dem Geruch des strömenden Regens und wich dem Aufruhr der Elemente nicht aus. Schließlich erreichte er das Quartier der Formation.

Sein Auftrag war, nach einer ihm übergebenen Liste Fabriken und industrielle Betriebe aufzusuchen und die Maschinen, welche er für die Heimat als brauchbar erkannte, festzustellen und mit einem Kreidekreuz als Zeichen der Erkennung zu versehen.

Wiking begann am anderen Tage seine Arbeit. Er erfüllte seine Pflicht mit milder Höflichkeit, häufiger Verkehr mit der Zivilbevölkerung hatte in ihm längst den Begriff des Wortes „feindlich“ verschoben.

Die Metallwarenfabrik des Herrn Marcel Rougier bestand aus drei großen backsteinernen Hallen mit nun erblindeten und durchlöcherten Fensterbogen.

In guten Zeiten hatte Rougier ungefähr dreihundert Arbeiter beschäftigt. Die Fabrikate seiner Firma wurden in der Branche als Qualitätsarbeit bewertet, das Absatzgebiet der Firma Rougier war ganz Europa, vornehmlich aber Spanien, Rußland, der Balkan. Außerdem sandte er seine Erzeugnisse regelmäßig nach Südamerika.

Die geachtete Firma Rougier erhielt von kapitalstarken Konzernen Angebote, sich ihnen anzuschließen, aber die gewinnreichen Abschlüsse erlaubten es, alle Angebote zurückzuweisen. Herr Marcel hatte dafür einen Grund, der alle Einwände vernichtete.

Dieser Grund hieß Jerome und war sein Sohn.

Sein Sohn sollte auf der vom Vater geschaffenen Grundlage weiter bauen. Sein Sohn sollte die Firma zu ungewöhnlicher Geltung bringen. Jerome sollte aus den dreihundert Arbeitern einmal dreitausend und mehr werden lassen.

Herr Rougier hatte Grund, zu träumen und zu vertrauen. Dieser Sohn hatte in der Tat außergewöhnliche Fähigkeiten gezeigt.

Jerome Rougier aber stand für Frankreich im Felde.

* * *

Der alte Rougier hatte gehört, daß Wiking bei Voitier gewesen war und in der Societe de la Meuse, er erwartete den Mann, der die verhaßten Kreidekreuze auf die Maschinen zeichnete, mit Ruhe.

Sein Betrieb lief kaum. Fünf Mann arbeiteten an unbedeutenden Dingen für den örtlichen Bedarf, ein Teil der Hallen wurde von Deutschen als Werkstätten benutzt, die Halle, die Halle I stand leer und nur in Reihen erblickte man die Maschinen, unlebendig, tot, wie Gräberreihen mit ausgegrabenen Gerippen.

Rougier hatte Vermögen in Paris und außerdem war er an einer Geschoßfabrik in Bordeaux beteiligt. Seine Sicherheit war vollkommen und steinern. Überdies war er nicht im Zweifel, daß sein Volk siegen würde. Dann aber mußte er für seine alten fortgegebenen Maschinen neue erhalten, neue — hier jubelte er in seinem Herzen — für Jerome, den Sohn.

Täglich durchschritt Herr Marcel Rougier die Halle I, in der unter Triebriemen und Gestänge die Maschinen mit ihren stählernen und metallenen Gelenken in Verlassenheit und Bewegungslosigkeit standen. Und wenn er die Augen schloß, träumte er sie wieder in surrender brausender Tätigkeit, die Starrheit dieser Jahre war nur Schlaf, eine glücklose Betäubung, eine Krankheit. Alle würden wieder aufwachen und alles würde sein wie ehemals, ja besser als je, gewaltiger, neuer, — wenn Jerome heimkehrte.

In dieser Halle des Schweigens, deren Öde Herrn Rougier nicht berührte, deren Reglosigkeit ihn gleichgültig ließ, stand am Ende unter dem Lichte erblindeter Fenster eine Antriebsmaschine.

Sie war in den letzten Jahren vor dem Kriege, als sich die Fabrik vergrößerte, nicht mehr stark benutzt worden, aber Marcel hatte sie an ihrem Platz belassen. Wenn er vor dieser Maschine stand, straffte sich die immer leicht gebückte Gestalt des alten Herrn, seine Augen bekamen Feuer und manchmal strich er mit liebevoll zuckenden Fingern über die blanken Teile der Maschine.

Sie war von Jerome gebaut worden, als er achtzehn Jahre alt war, alles, Entwurf, Zeichnung, Zusammensetzung war von Jerome, und seit diesem Beweis einer Begabung war der Sohn der Gott seines Vaters.

Jerome aber wich gern dem Überschwang des Vaters aus und arbeitete neben ihm auf eine stille und ruhige Weise, er setzte einige Neuerungen mit schweigsamer Beharrlichkeit durch und überließ die Freude des Erfolges dem Vater. Mit dem Beginn des Krieges mußte Jerome ins Feld. Als die Deutschen einrückten, setzte die Flucht der männlichen Bevölkerung ein, und die Verwaisung der Stätten gewerblicher Arbeit begann.

Und nun stand Herr Marcel Rougier vor der von seinem Sohn gebauten Maschine und dachte an den Abwesenden. Die Starre des stählernen und metallenen Bauwerks verschwand. Die Kraft des Geistes zauberte Erinnerung hervor, und sie gewann Macht über den grauen Tag.

Diese Maschine war für Herrn Marcel nicht eine Antriebsmaschine in Halle I, sondern sie war gegenwärtiges Leben, war ein Teil seines Sohnes Jerome, sie galt ihm mehr als alle Maschinen seines Betriebes, stand über allen Maschinen der Welt, diese Maschine hatte einen Namen, es war der Name seines Sohnes: Jerome hieß die Maschine.

Und „Jerome“ sagte er zu ihr, wenn er liebkosend an ihren stählernen Leib griff, die Maschine bekam mehr Leben, als je eine Maschine von Gnaden der Menschen besessen hatte, Rougier hauchte ihr eine Seele ein, „Jerome“ hieß die Seele.

Jerome war im vierten Jahre im Felde und nur einmal leicht verwundet gewesen. Und bei dem täglichen Gottesdienst vor dem selbstgeschaffenen Fetisch verbiß sich die Vaterliebe des Herrn Marcel in den Gedanken: Solange die Maschine unversehrt hier steht, so lange ich sie betasten darf, solange sie heil in meinem Besitz bleibt, kann Jerome nichts geschehen. Diese Maschine ist mein. Sie lebt. Und es lebt auch Jerome.

* * *

Der Unteroffizier Wiking machte seine Aufzeichnungen. Er brachte die Kreidestriche an, schrieb die Zahl der Maschinen auf und wanderte von Betrieb zu Betrieb. Herr Marcel Rougier empfing ihn mit sachlicher Freundlichkeit. Er war sicher, daß alles, was ihm die Deutschen wegnahmen, besser und schöner ersetzt werden würde. Er machte wie ein Unbeteiligter Anmerkungen über sein Eigentum und ergänzte die Notizen Wikings in zuvorkommender Weise. Der Deutsche hatte nicht einen Augenblick die Empfindung, daß sich Rougier über die Wegnahme seiner Maschinen gräme.

Sie schritten langsam durch Halle I. Plötzlich stutzte der munter plaudernde Alte. Ein Zittern durchlief seinen Körper. Er verlor die Farbe aus dem Gesicht. Er erblickte die Maschine „Jerome“.

Er hatte sie vielleicht für unantastbar gehalten, für außerhalb der wirklichen Welt stehend, sie war ja für ihn ein höheres Wesen, und nun griff fremde Gewalt nach ihr, nein — nach Jerome.

Rougier stellte sich mit bebenden Knien vor die Maschine, in dem schwächlichen Glauben, daß der Deutsche sie vielleicht übersehen, vergessen würde. Wiking sah wohl, daß eine Erregung den Fabrikanten gepackt hatte, er wunderte sich über die Wandlung und fragte Rougier, ob er krank sei. Herr Marcel gab keine Antwort. In seine Augen trat glänzendes Naß. Er schwankte.

Wiking wandte sich der Maschine zu, da bekam Rougier Kraft und stieß mit den Armen abwehrend durch die Luft: „Nein, diese nicht!“

„Warum nicht?“

„Sie — ist — das Eigentum meines Sohnes!“

„Ich will den Beschlagnahmeschein gern auf den Namen des Sohnes ausstellen,“ versuchte ihn der Deutsche zu beruhigen.

Jetzt schossen die Tränen aus den Augen des alten Mannes, er hob flehentlich die Hände und weinte: „Nein, so nicht. Verstehen Sie mich recht, bitte.“ Und dann erzählte er, daß sein

Sohn Jerome im Felde sei und daß eben dieser Sohn die Maschine gebaut habe und daß aus diesem Grunde sein Herz daran hänge. Mein Gott, ob der Deutsche nicht verstehen könne: dieses Gewirr aus Rädern, Stangen, Kolben sei das Zeichen für das Leben seines Sohnes.

Und Rougiers Stimme schlug über, und es war, als ob er es sich selbst prophezeite: „Wenn dieser Maschine etwas geschieht, stirbt mein Sohn!“

Der Unteroffizier Wiking legte seinen Arm um die Schultern des alten von Schmerz durchschüttelten Mannes. „Fassen Sie sich, Herr Rougier! Ich lasse Ihnen die Maschine. Ich werde sie einfach übersehen. Aber es wird nicht für immer sein. Wenn die Bestimmungen verschärft werden, kann ich nichts mehr für Sie tun.“ Und bei sich dachte er: „Wenn es herauskommt, werde ich eine Rüge erhalten, weil ich die Maschine vergessen habe. Aber es ist mir gleich. Der alte Mann dauert mich.“

Von jener Zeit an lebte Marcel Rougier in Angst, und die Idee, welche die Maschine mit dem Leben seines Sohnes verknüpfte, wurde übermächtig in dem Vater Jeromes, sie zerstörte seinen Schlaf und mordete das ruhige Gleichmaß seiner Tage. Zerstörung oder Wegnahme der Maschine würde auch Jerome verwunden oder töten, das stand unverrückbar fest: Die Maschine war Jerome, Jerome war die Maschine.

Als Wiking mit den Arbeitskolonnen kam, welche die angekreuzten Maschinen unter seiner Aufsicht abzubauen hatten, stand Rougier abseits, an eine schmutzige Mauer gedrückt, mit gebeugtem Rücken, trüben Augen und zerfallenem Gesicht. Der Fabrikant erblickte den Deutschen und kam langsam auf ihn zu. Sein Gang schleppte.

Wiking deutete auf die stückweis verladenen Maschinen: „Schmerzt es Sie?“

Rougier schüttelte den Kopf: „Nein. Dieses nicht.“

„Sondern?“

„Mein Sohn schreibt nicht,“ sagte er müde, „ich habe keine Nachricht von meinem Sohn Jerome.“ Er sah mit einem flehenden Blick auf die Maschine seines Sohnes, welche jetzt allein in Halle I stand und mit ihrem einsamen Glanz die Trostlosigkeit des leeren Werkraums unterstrich.

Wiking verstand ihn und nickte: „Ja, die Maschine bleibt Ihnen noch.“ Er wollte ihm nicht sagen, daß die Frist nur eine kurze sein würde, denn eines Tages würde die Maschine von irgend einem Kommando entdeckt und gemeldet werden.

Die Tage vergingen. Marcel Rougier stand immer wieder vor der Maschine und stammelte die Frage, die während jener Jahre von Millionen Mündern in ewiger Herzensnot in das furchtbare Schweigen der Ungewißheit geschleudert wurde: „Mein Sohn, wirst du mir erhalten bleiben?“ Und er umschritt die Maschine in einsamer ruheloser Prozession: „Jerome, ich will, daß du lebst!“

Nun: es war noch Hoffnung. Alle Nachrichten kamen durch Vermittelung des Roten Kreuzes über die Schweiz und Holland. Verzögerungen waren gewiß. Er hoffte. Die Maschine lebte. Lebte Jerome?

Eines Tages suchte eine Kolonne Soldaten nach Rohmaterialien, kam auch zu Rougier, sah die Maschine und machte Meldung über den Findling.

Wiking wurde zur Rede gestellt. Es sei nicht mehr möglich gewesen, die Maschine

abzutransportieren, er hätte sie später wegschaffen wollen, sagte er. Die Listen waren nicht zur Hand, man unterließ die Nachprüfung und glaubte ihm. Am nächsten Morgen ging er zu Rougier.

„Es tut mir leid, aber ich muß die Maschine haben,“ sagte er, „mein Versäumnis ist entdeckt worden.“

Wiking erkannte an der gedrückten Haltung des Alten, daß er noch keine Nachricht von seinem Sohne hatte, und er versuchte ihn zu trösten: „Ich werde Ihnen die Kreidestriche ersparen, aber ich muß die Maschine jetzt aufnehmen in die Listen, und in wenigen Tagen wird man sie abholen.“

Marcel Rougier gab keine Antwort. Nur als Wiking ging, sah er ihm nach und murmelte: „Nein, nicht Jerome, Jerome nicht. . . .“

Die Nacht kam und nahm wie gewöhnlich den Schlaf von den Augen des Alten fort. Da erhob er sich um Mitternacht und tastete sich aus seinem Hause hinüber in Halle I.

„Die Deutschen wollen die Maschine, Jerome soll etwas geschehen, der Maschine und dem Menschen.“ Das stieß immer wieder in sein Hirn und zwang ihn endlich zu Plänen des Widerstandes. Jawohl: Marcel Rougier würde gegen die Macht der Deutschen kämpfen, für seine Maschine, die ja sein Sohn Jerome war. Jerome sollte leben.

Der Alte blieb grübelnd die ganze Nacht in der Halle, durch deren zerschlagene Fenster der Mond ein gebrochenes Licht schickte, welches Rougier und die Maschine mit silbernen Tupfen besprengte.

Marcel fühlte, wie sehr alt er in diesen Tagen des Kummers geworden war. Das zersplitterte und aufgerissene Pflaster der Halle, die verschmutzten Wände, das verbogene Gestänge der Fenster, die durchlöcherten Glasscheiben tanzten um ihn und zerwirbelten und durchschüttelten seine Besinnung, er wollte sich erheben und vermochte doch nicht, von der Maschine Jerome wegzugehen. Da fiel sein Blick auf eine Spitzhacke, die jemand, wahrscheinlich ein Soldat, liegen gelassen hatte. Der kantige Stahl hakte sich in die suchenden Gedanken des Alten und nun war er sich darüber klar: „Ich werde die Maschine eingraben. Jawohl, ich grabe Jerome ein. Ich verstecke Jerome vor der Welt.“

Er malte es sich sogleich aus: er würde den Bodenbelag der Halle, soweit er ihn brauchte, herausheben, darunter einen hohlen Raum schaffen, die Maschine versenken, einen Bretterboden darüberdecken und auf diesen den Steinbelag wieder befestigen. Unversehrt würde sie eines Tages wieder herausgeholt werden. Wenn Jerome heimkehrte.

Die Folgen waren ihm gleichgültig. Mochten ihn die Deutschen einsperren. Wenn nur Jerome ihm erhalten blieb, Jerome: die Maschine und der Sohn.

Der Morgen brach trüb und regnerisch an. Marcel ließ sich nur von Emile, einem alten Arbeiter, helfen, den Umkreis abstechen, die Bodenplatten herausheben. Später wollte er die anderen Getreuen seines Betriebes bitten, ihm beizustehen.

Emile ging auf das Geheiß seines Herrn fort, um Holz zu holen, damit die Maschine während der Erdarbeiten zu ihrem Schutze mit Brettern verkleidet werden konnte.

Rougier, allein und der Kette seiner Gedanken wieder preisgegeben, meinte, daß doch irgend eine tröstliche Gewißheit aus dem Metall der Maschine, ihren Kolben, Gelenken auf-

rauschen und über ihn hinströmen müsse: „Vater, höre, ich dein Sohn Jerome, lebe!“ Stumm, starr, unbewegt stand die Maschine Jerome.

Der Arbeiter Emile rief von weitem und schwenkte ein weißes Etwas. Die Bretter würde er sogleich holen, aber man habe einen Brief abgegeben, schrie er, und er wolle ihn Herrn Rougier bringen.

„Das ist von Jerome,“ dachte Herr Marcel und verlor die Besinnung. Emile hob den Kopf des Herrn hoch und wollte Wasser holen, aber Rougier hatte sich wiedergefunden und sagte: „Danke, Emile, nichts, nichts. Den Brief, gib den Brief.“

Der Absender: Oberst Petoir, 186. Infanterie-Regiment, Jeromes Regiment! Die farblosen Lippen Marcels zwangen sich ein zittriges Lächeln ab: „O, Jerome ist befördert, Jerome hat den Obersten gebeten, es dem Vater zu schreiben, damit er das Lob, welches dem Sohn gespendet wird, lesen könne.“

Er sah noch den Stempel des Roten Kreuzes, durch dessen Vermittlung der Brief gekommen war und dann riß er auf. Die Maschine Jerome glänzte kalt und gefühllos. Rougier sah nicht auf die Maschine. Er sah auf tanzende Buchstaben und sah auch durch das Blatt Papier hindurch, erblickte mit unheimlicher Klarheit ein Grabenstück, aufspringende Soldaten, hörte das Heulen der vergewaltigten Luft, sah eine aufdonnernde Fontäne von Feuer, Dreck und — Menschen. Von Menschen. Gliedern, Leibern. Sah Jerome . . .

Was Ehre, was Vaterland, was Ruhm: Jerome war nicht mehr. Da stand es: Gefallen, gefallen, gefallen.

Und hier war die Maschine. Ein Hebeldruck: sie lebte wieder auf, wenn sie gespeist wurde mit Kraft, aber Jerome lebte nicht mehr, er kam nicht wieder, Jerome war tot.

Die Maschine Jerome sah Rougier an mit ihren kalten Organen aus Stahl und Metall, sie hatte gelogen. Marcel stand hoch aufgerichtet. Keine Träne kam. Sein Körper wankte. Er beherrschte sich aber.

„Kreide,“ sagte er heiser. Emile reichte sie ihm.

„Gut,“ nickte Rougier, dann hob er die Hand und zeichnete das Kreidekreuz der Deutschen auf die Maschine Jerome.

„Mögen sie die Deutschen holen,“ sagte er verbissen und zerbrochen. Dann ging er, beherrscht und grade. Nur in einsamer Nacht kam der Schmerz und preßte wilde Tränen aus dem alten Mann.

Die Deutschen ließen die Maschine stehen. Denn zwei Wochen später war Waffenstillstand.

Rougier bekam nach Friedensschluß neue Maschinen wieder, seine Fabrik arbeitete, alles ging seinen Lauf, denn am Ende ist das Leben stärker als der Tod.

Die Maschine Jerome kam nie wieder in Gang. Sie stand in Halle I, bedeckt mit einem dunklen starken Leintuch und wenn man im Mondlicht die Halle besuchte, dann sah die Maschine Jerome aus wie eine Frau, welche über Gräbern liegt und sich den Mund zuhält, weil sie verstummt ist vor dem Schmerz der Lebenden und schweigend wachen muß über die Toten, welche unter der Erde gleich gemacht sind und ohne Feindschaft schlafen zu Verwesung und Staub.



**1. Walter Bucher:
Kreuz in Emailsckmuck**

Von junger schlesischer Goldschmiedekunst

Von Dr. Eva Schmidt

Die einst so gepflegte, feinfühligc Kunst des Gold- und Silberschmiedes und Emailleurs — man denke nur an den Domschatz von Hildesheim — ist heute durch schablonenmäßig hergestellte Fabrikware — meist noch in einem zähe fortlebenden Jugendstil — so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß kaum noch ein Nichtfachmann eine lebendige Vorstellung davon hat. Dabei fehlt es auch heute nicht an einzelnen Künstlern, die eifrig bestrebt sind, neue Möglichkeiten im Edelmetallhandwerk zu finden und auf die Fabrikationsware durch gute moderne Formenschöpfungen vorbildlich zu wirken. Erforderlich hierfür ist nicht nur eine Auswahl zeichnerischer Entwürfe, von denen doch nur wenige allen praktischen und ideellen Gesichtspunkten entsprechen, die bei der Ausführung eines Stückes in Betracht kommen. Es ist auch unbedingt notwendig, daß jeder in diesem Fach tätige Künstler zugleich ausgezeichnete handwerkliche Kenntnisse besitzt. Denn so allein weiß er, wie ein Material voll zur Geltung kommt und wie es zweckmäßig und dadurch auch ökonomisch verarbeitet wird.

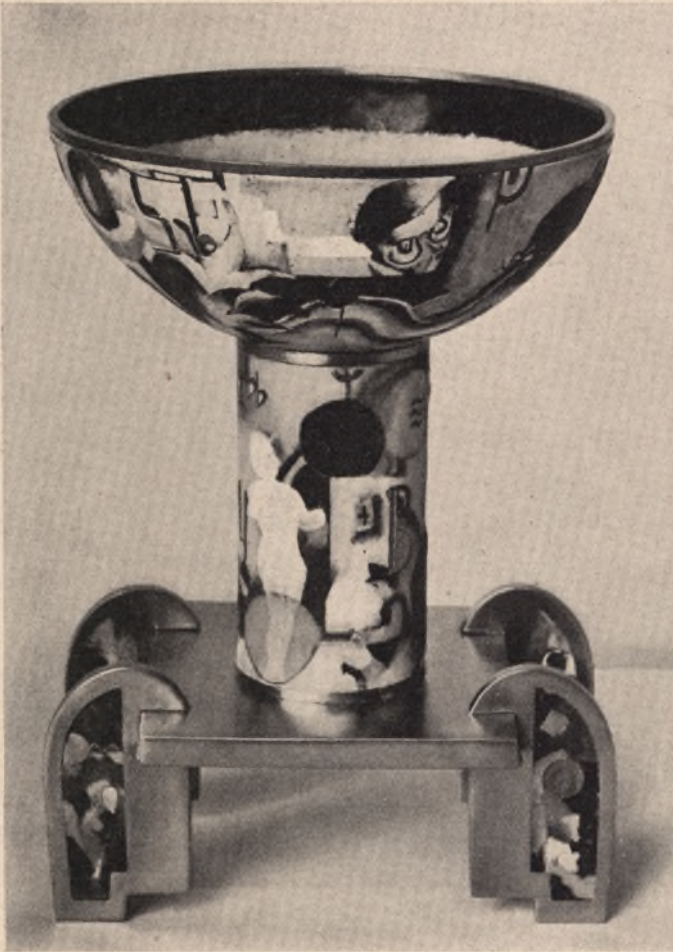
Als Beispiel solcher Vereinigung zeichnerischen und handwerklichen Könnens seien hier die Arbeiten eines jungen Künstlers herausgehoben. Wohl ist Walter Bucher kein geborener Schlesier; er ist 1902 in Triberg im Schwarzwald geboren und in der Kunstgewerbeschule in Pforzheim, dem Mittelpunkt deutscher Schmuckindustrie, unter der außerordentlich sorgfältigen Leitung Professor Wendes ausgebildet worden. Mit Schlesien und der Breslauer Kunstakademie aber steht er seit Jahren in Verbindung und arbeitet auch jetzt wieder in Breslau im Auftrage der Kunstakademie. So darf hier wohl einmal für ihn der Platz geschaffen werden, zumal seine sorgsam ausgewogenen und zugleich von innerem Leben erfüllten Arbeiten nicht nur in Schmuck- und Gebrauchsgegenständen besonders mannigfache Formen darbieten, sondern

**2. Walter Bucher:
Blumenstudie**

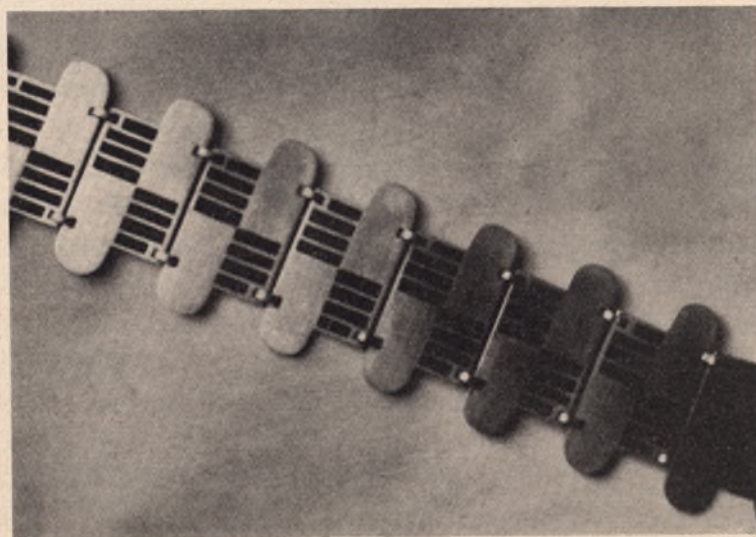


auch das klare Bild eines sich aus dem Organischen fortentwickelnden künstlerischen Wachstums zeigen. Denn aus dem Studium einer Pflanze, einer Blüte wächst bei ihm allmählich die klare, zweckmäßige Form rein als solche heraus. Sie hält sich nicht mehr an eine bloße Ähnlichkeit mit dem natürlichen Vorbild, sondern die Formen werden zu festen, durchsichtigen Ordnungen zusammengefügt, in ungezwungenem, gefälligem Gesamtaufbau, dessen zeichnerische und farbige Harmonie sorgfältig ausgeglichen ist. (Abb. 2.) Bei aller Überlegung in Komposition und Farbe sind sie aber durch ihren poetischen Gehalt doch fern von aller rein aus dem Verstand mathematisch errechneten Abstraktheit. Andererseits ist es aber durch immerwährende Schulung an der strengen Logik und harmonischen Zweckmäßigkeit eines organischen Aufbaus einem Künstler wie Walter Bucher möglich, in seinen fertigen Arbeiten Schmuck-

Goldschmiedearbeiten



3. Fußschale in Email

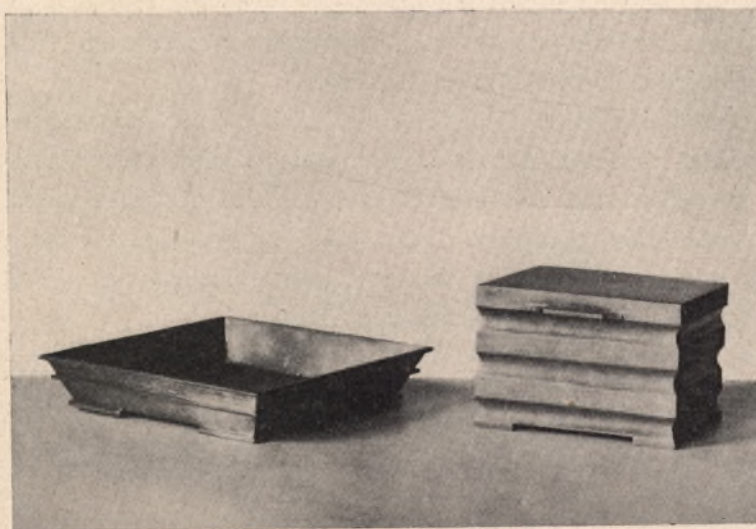


4. Armband

von Walter Bucher



5. Schalen in Emailmalerei



6. Schale und Kasten

formen zu schaffen, die in ihrer Klarheit und Durchdachtheit etwas schlechthin Überzeugendes haben.

Das zeigen zunächst die der Malerei und Zeichnung eng verwandten Emailarbeiten, die zu seinem besonderen Schaffensgebiet gehören. Es ist eine dankenswerte Aufgabe, die jahrtausendalte Kunst des Zellen- und Grubenschmelzes in neuen Schmuck- und Gefäßformen wieder aufleben zu lassen. Mit seinen starken, leuchtenden Farben liegt das Email ja dem Geschmack der heutigen Zeit und bringt neben dem bunten Holz, Glas oder Halbedelstein dem Schmuck eine anmutige und zugleich kraftvolle Bereicherung. Und gerade der lebendige Zusammenklang der starken, ungemischten Farben ist bei Buchers Emailarbeiten besonders reizvoll, wie es die Ketten, Armbänder, Etais und das hauptsächlich hervorzuhebende große Kreuz (Abb. 1) zeigen. Dazu kommen auch hier seine guten technischen Kenntnisse. Ein Emailleur wie Bucher weiß, welche technische Forderungen das Material stellt, und welche Wirkungsmöglichkeiten es dafür bietet, fast vergleichbar mit dem Mosaikkünstler des alten Pompeji, der eine Alexanderschlacht „malte“ mit dem spröden Material kleinster bunter Steinchen, vergleichbar auch mit dem Miniaturmaler, der seine Farben dem Elfenbeingrund anpassen muß.

Dabei kommen wir zum zweiten großen Arbeitsgebiet Buchers, zu seinen Emailmalereien auf Miniaturen, Schalen, Tellern (Abb. 3 u. 5). In der Technik der alten Limogeskunst und der Meisterstücke barocker Schmuckmedaillons erstehen unter neuen Gesichtspunkten moderne Formen und Kompositionsmöglichkeiten. Auf dem geglätteten Emailgrunde der Metallplatte wird in Emailfarben gemalt, von denen jede nach dem Auftragen gebrannt und vorher besonders präpariert werden muß, um das Ineinandergehen benachbarter Farbtöne zu verhindern. Da ja die Farben hier nicht durch Drähtchen oder Zwischenwände getrennt sind wie beim Zellen- und Grubenschmelz, erfordern diese Miniaturen größte Übung und Sorgfalt.

Eng an derartige Arbeiten schließt sich der handgearbeitete Schmuck an, der wiederum ganz auf Buchers im Naturstudium begründeten Formgefühl und auf dem Hineinleben in die Gesetzmäßigkeit und den Rhythmus des Organismus aufgebaut ist. Organisch fügt sich ein Ring an den Finger, ein Armband um das Handgelenk und ist abgestimmt zur Farbe der Haut, um die Wirkung eines Steines, eines Emailornamentes zu erhöhen.

Ganz im Metall allein wirkt eine vierte Gruppe seiner Arbeiten, die formschönen Schalen, Kästen, Dosen in Silber oder Messing. (Abb. 4 u. 6). Sie sind ebenfalls klar durchdacht, straff und rhythmisch gegliedert und mit peinlich sauberer Technik nicht zuletzt auch auf ihre praktische Nutzbarkeit hin gearbeitet. Denn diese Stücke sind für jeden im Preise zugänglich, der ein schönes, eigens für ihn geschaffenes kleines Kunstwerk in seiner Umgebung und zu seinem persönlichen Gebrauche liebt.

Musik

Die Schlesische Philharmonie verheißt für diesen Winter zwölf Sinfoniekonzerte unter Leitung der Kapellmeister Prof. Dr. G. Dohrn, H. Behr, A. Kienzl und einiger Gastdirigenten, sowie zehn Volks-Sinfoniekonzerte, diesmal ebenfalls unter wechselnder Leitung. Für beide Konzertreihen sind Solisten von hohem Rang verpflichtet. Der zeitgenössischen Musik soll in den Programmen der Sinfoniekonzerte offenbar in Zukunft mehr Raum gegönnt werden; die Behrs Initiative zu verdankende Pflege moderner Musik in den volkstümlichen Konzerten wird anscheinend noch ausgebaut, da der Leiter des Wiener Schönberg-Ensembles, Erwin Stein, als Gastdirigent in Aussicht genommen ist. In Hans Oppenheim, der vor seiner Würzburger Operntätigkeit bereits an einem Symphonieorchester in Frankfurt wirkte, ist unerwartet ein neuer Konzertdirigent für Breslau gewonnen worden.

Das erste der Sinfoniekonzerte brachte zum guten Beginn eine geistreiche Miniaturesinfonie nach klassischem Muster von Prokofieff. Daß es indessen auch unbefugte Novitäten in einem Konzertprogramm geben kann, wurde bei den abscheulichen Kadenzen klar, die Josef Pembaur einem der schönsten Klavierkonzerte Mozarts einfügte. Durch eine wundervolle Leistung des Orchesters unter Dohrns Führung, die Siebente Symphonie von Bruckner, erhielt der Abend seltenen Glanz und Inhalt.

Dem Bildungsausschuß der Katholiken Breslaus war die Uraufführung des Oratoriums „Maria“ von Hermann Buchal zu danken. Das Werk verherrlicht in drei Teilen die freudensreiche, die schmerzenreiche und die glorreiche Mutter Gottes. Worte der Bibel und altkirchlicher Dichtung (davon Stabat Mater, Ave Regina und Salve Regina in der Ursprache) dienen als Textgrundlage und lassen durch ihre Zusammenstellung erkennen, daß es hier nicht auf ein Konzertstück abgesehen ist, sondern auf ein Werk, das dem eigentlichen Gottesdienste ganz nahe steht.

Der fast liturgische Charakter wird unterstrichen durch Anklänge an gregorianischen Choral und Wechselgesänge der katholischen Kirche. Musikalische Eingebungen von besonderer Art erheben das jüngste Werk Buchals über vieles, was heute sonst auf kirchlichem Gebiet geschrieben wird. Hervorgehoben sei nur die meisterhafte Steigerung der verschiedenen Chorstrophen des zweiten Teils, die gedrungene Kraft der Fugenthemen und ihrer Verarbeitung, der Reichtum melodischer Erfindung. Gänzlich fern liegt Buchal jeder Ehrgeiz, durch kühne Neuerungen sich den Vorkämpfern eines neuen Stiles anzureihen; seine Harmonik ist sicher in der Überlieferung des 19. Jahrhunderts verankert, seine Satzkunst an den größten Meistern der Vergangenheit geschult. Dennoch ist das Oratorium „Maria“ keine akademische Angelegenheit, sondern etwas Lebendiges: es spricht zu dem Hörer kraft der inneren Überzeugung, aus der es geschaffen wurde, ist Ausdruck und Vermittler tief religiöser Gesinnung. Die Aufführung brachte die seltene Verwirklichung einer wahren Gemeinschaft zwischen Ausführenden und Zuhörerschaft. Domkapellmeister Dr. Paul Blaschke, die katholischen Kirchenchöre von Breslau, gute einheimische Solisten und die Schlesische Philharmonie trugen gemeinsam zum Gelingen der Uraufführung bei.

Ein erfreuliches Symptom verdient besonders angemerkt zu werden: nämlich daß auch sonst musikalische Körperschaften, die fürs gewöhnliche in friedlichem Wettstreit leben, sich zu größeren Unternehmungen zusammentun. Wie diesmal die katholischen, so wirkten vor kurzem auch mehrere protestantische Kirchenchöre bei einer festlichen Bach-Aufführung zusammen. Die Bewegung macht Schule: auch drei führende Männerchöre (Lehrergesangsverein, Waetzoldt, Fidelio) planen für den November eine gemeinsame Veranstaltung, in der vornehmlich das Hauptwerk des Wiener Sängersfestes, der Zyklus „Die Tageszeiten“ von Rich. Strauß erklingen soll.

Theater

Der Intendantenwechsel im Stadttheater hat keinen Systemwechsel gebracht: das Bestreben des neuen Leiters, Dr. Georg Hartmann, das überkommene Gut der Repertoireoper in sorgsamer Auswahl gründlich aufzufrischen, zugleich aber dem wertvollen Neuen Eingang zu verschaffen, ist nur die folgerichtige Fortsetzung eines schon von Tietjen und Turnau durchgeführten Programms. Höchstens wird der immer ernstere Zwang zur Sparsamkeit den Kurs beein-

flussen können. Selbst sie aber erscheint ohne künstlerische Einbuße durchführbar, wenn es weiter gelingt, in einer Buffooper auf Kulissen gemalte Möbel selbstverständlich erscheinen zu lassen und in einer ernsten Handlung von drei Akten ein und dieselbe Szenerie in fünffacher erstaunlicher Umdeutung mit künstlerischem Gewinn beizubehalten.

Dr. Hartmann ist gewillt, eine größere Zahl von Neuinszenierungen selbst durchzuführen. Die beiden

Erstaufführungen der ersten Wochen gaben in ihrer Gegensätzlichkeit bereits einen Begriff davon, wie verständnisvoll dieser auch am Schauspiel geschulte Regisseur dem Problem der Oper naht. „Maschinist Hopkins“ von Max Brand gehört zu den Versuchen, die das entgleitende Interesse des Publikums für die Oper durch Aktualisierung der Handlung wiederzugewinnen trachten. Noch gibt es kaum ein Beispiel, wo jene erstrebte Aktualität, sei sie durch „Jazz“, Auto oder Maschine dokumentiert, mehr als nur äußeres „Requisit“ gewesen wäre. Brand geht weiter, indem er die Maschine zum psychologischen Mittelpunkt seines selbstgeschriebenen Opernbuches macht. Erregende Schicksale erscheinen wesenlos neben der eisernen Gesetzlichkeit des Räderwerks, dessen gefühllose Kraft sich auch dem Maschinisten als Rettung aus aller Wirrnis mitteilt. Die unverkennbaren Werte des Textes werden aufgehoben durch eine seltsam profillose Musik. Mag leitmotivische Imitation des Maschinenrhythmus als stoffgegeben hingenommen werden, wie verträgt sich damit eine Liebeszene von herkömmlichster Faktur? Was ist die Kabarettnummer, die jeder Schlagerkomponist besser geschrieben hätte, anderes, als Spekulation auf heutige Aktualitätssucht? Gleichwohl war es wertvoll, das Werk kennenzulernen, um die ganze Zwiespältigkeit der Gegenwartsooper an einem markanten Beispiel ermessen zu können. Adolf Kienzl erwies sich bei dieser ersten Gelegenheit als temperamentvoller, klar gestaltender Kapellmeister. Dr. Hartmanns Regie hielt treffsicher die Mitte zwischen den beiden Polen der Handlung: Realität und Phantastik. Das Szenenbild der Maschinenhalle von Prof. Wildermann war vielleicht der nachhaltigste Eindruck der vorzüglichen Aufführung.

Nach der „Gegenwartsooper“ ohne Zukunftsgeltung vermittelte das Stadttheater die Kenntnis von Arthur Honeggers „Judith“. Kaum eine mehr von Zeitproblemen abgewandte Handlung ist denkbar, als dieser aller modernen Psychologismen entkleidete biblische Vorgang. Und nichts kann gegenwärtiger, erregender wirken, als dieses scheinbar so ferngerückte Drama in der packenden Sprache einer großen, überzeugenden Vertonung. Hier wird die Fruchtlosigkeit alles Debattierens um Operntext und musikalische Dramaturgie fühlbar: eine gute Partitur siegt über alle Theorien und läßt den Aufhorchenden uralte und gänzlich „unaktuelle“ Dinge mit aller Intensität aufs Neue erleben. Honeggers Musikdrama ist durch große Chorszenen gegliedert und ins Oratorische erhoben; eine Tonsprache von bezwingender Logik und lapi-

darer Größe weiß mit geringsten äußeren Mitteln tiefe Wirkung zu üben. Nur Judith und Holofernes treten individuell hervor, aber nicht um ihr Schicksal allein geht es, sondern um das größere zweier Völker. Und dennoch, kaum ausgesprochen, wird dem Hörer auch das tiefste Geheimnis von Judiths Wesen offenbar: in einer kurzen Szene des Zagens vor der Tat und in jenem wundervollen Ausklang, der dieselbe Judith als arme, verstörte Seele zeigt, die eben noch den gewaltigen Siegeshymnus mit ihrem Volke anstimmte. — Am Gelingen der schwierigen Aufführung hatte das Orchester unter der ausgezeichneten Leitung Carl Schmidt-Beldens erheblichen Anteil. Die Erarbeitung der Chöre als des wesentlichsten Teils der Honeggerschen Oper war dem vielfach bewährten J. Debelak zu danken. Bühnenbildner (Wildermann) und Regisseur (Hartmann) bewiesen eine ideelle Übereinstimmung, die für die Zukunft viel erhoffen läßt: der einfache szenische Rahmen diene, fast nur durch Beleuchtungskunst verändert, einer stets natürlichen, eindrucksvollen Gruppierung von Einzelspielern, Singe- und Bewegungschören. Die kurzen tänzerischen Einlagen kamen neben dem sichtbar gewordenen Rhythmus des Ganzen kaum zur Geltung: die große Linie des Werkes war auf die Aufführung übergegangen.

Neben „Maschinist Hopkins“ und „Judith“ bewiesen einige gute Neuinszenierungen, daß an der Oper gearbeitet wird. „Don Pasquale“ und „Figaros Hochzeit“ wurden vom Intendanten mit viel Witz und Temperament herausgebracht. Manche Nuance, die dem Buffocharakter von Donizettis Oper zugute kam, zeigte sich — auf Mozart angewendet — gefährlich: das ohnedies fast unentwirrbare Intrigenspiel da Pontes verlangt um so größere Klarheit der Darstellung und Verzicht auf billigen Ulk oder groteske Verzerrung. Hans Oppenheim, Seidelmans Nachfolger am Dirigentenpult, zeigte Sinn für Mozartische Filigranwirkungen, befremdete aber zuweilen durch Übertreibung der Tempogegegensätze.

Eine Wiederaufnahme der „Salome“ war von H. Steinschneider betreut. Den Erfolg dieser Oper, deren geniale Theatralik immer wieder mitreißt, entscheiden die Leistungen des Orchesters und der Hauptdarstellerin. Erika Darbo ersetzte durch gewandtes Spiel und Musikalität, was ihr an stimmlicher Größe und Dämonie für die Rolle fehlt; eine prachtvolle klangliche Ausarbeitung brachte die erfreuliche Gewißheit, daß wir in Ad. Kienzl einen vorzüglichen Strauß- und Wagnerdirigenten gewonnen haben.

Peter Epstein.

Bildende Kunst

Ein moderner Saal im Museum — Ausstellungen

Der Direktor des Breslauer Museums der Bildenden Künste hat der Galerie im oberen Stockwerk eine Neuauftellung zukommen lassen, die man im allgemeinen als wohl gelungen bezeichnen muß. Er

gewann neuen Platz dadurch, daß er das große allegorische Gemälde von Anton v. Werner, ein gut gemeintes, künstlerisch langweiliges Werk, von seiner alten Stelle entfernen durfte. Dadurch war ein

**Aus der Ausstellung
des Künstlerbundes**



Prof. Uttinger: Tanzende, Zeichnung

länglicher Raum freigeworden, dem man durch Scherwände eine intimere Dreiteilung geben konnte, eine Anzahl von Kojen, die auch Gemälde von mittlerem Formate nicht verschlucken. Die Moderne, von Wieses Vorgänger nur sehr vorsichtig bis zur Jetztzeit geführt, wird nun kräftiger und bewußter betont und verknüpft so das historisch Gewordene mit dem gegenwärtig Wirkenden.

Den Anfang macht die Malerei des Impressionismus, durch einige recht gute Proben vertreten; nur von Liebermann wünschte man endlich ein stärkeres Bild zu sehen, als das Porträt Gerhart Hauptmanns. Gut ist der weibliche Akt von Habermann, den uns Prof. Braune zum Andenken an seine museale Tätigkeit geschenkt hat. In den nächsten Kojen regiert der Expressionismus bis zur abstrakten Kunst und der „Neuen Sachlichkeit“. Gleichsam als Vorspiel dient hier das vorzügliche Dorfbild des norwegischen Malers Munch, eine Neuerwerbung von größtem Werte. Die Franzosen Matisse, Léger und Picasso, der Russe Kandinsky, die Deutschen

Schmidt-Rottluff, Hofer, Klee sind in Leihgaben der Herren Dr. Littmann, Prof. Moll und Adolf Rothenberg gut vertreten. Die schlesische Malerei ist durch Jaeckel, v. Kardorff, Spiro und Meidner, durch Otto Müller, Moll, Mense, Kanoldt — von ihm ist ein ausgezeichnetes Selbstbildnis hinzugekommen — Ressel und Nerlich repräsentiert. Man konstatiert gewiß auch hier wieder eine Bevorzugung der an der Akademie tätigen Künstler und spricht dann von Cliqueswirtschaft, der sich auch die Kunsthistoriker verschrieben haben. Nun, es ist die Clique der besten Maler, die die Clique der besten Kunstkennner magnetisch an sich zieht; dagegen wird sich schwerlich etwas ausrichten lassen. Die Aufhängung vor den braungehaltenen Wänden ist recht gut; nur die beiden dunkeltonigen Landschaften von Kayser-Eichberg sind an dieser Stelle völlig deplaziert und hoffentlich nur Platzhalter für weitere Erwerbungen.

In der Künstlerbundhalle hat sich eine der zahlreichen Gruppen des Künstlerbundes zu einer

Ausstellung zusammengeschlossen. Es sind eine Reihe nicht mehr ganz junger Maler, von denen viele noch durch die Schule Eduard Kämpfers gegangen sind. Ihm danken sie die Solidität ihrer zeichnerischen Technik, mit der nur die koloristische Sensibilität nicht immer gleichen Schritt hält. Georg Poppes Bettler ist zeichnerisch ein sehr gekonntes Stück Malerei, Oberländers Fischerdorf ist nicht ganz so exakt, aber im Stimmungswert interessanter, Odoys Bilder leiden an koloristischer Härte; seine Aquarelle sind weicher und schmiegsamer in der Farbe. Bestas Bilder sind von einer etwas abgeleiteten, aber nicht unsympathischen Gedämpftheit, Pilarskis Landschaften sind etwas flackernde Naturausschnitte; Paschke ist wie immer der treue Beobachter der Fohlen, Brun-Stiller von glasfensterhaft leuchtender, die Kontraste warmer und kalter Farben kräftig mischender Koloristik. Utinger tritt vor allem in religiösen Bildern hervor, die an seine eigenartige Kapellenausmalung in der evangelischen Kirche in Brieg erinnern. Es sind Werke von erstem Gehalt und sicherlich echter religiöser Ergriffenheit, die aber von einer gewissen kunstgewerblich-dekorativen Haltung an ihrer letzten Entfaltung behindert werden. In einer schlichten Zeichnung wie der hier abgebildeten „Tänzerin“ gibt er, wie uns scheinen will, diesmal sein bestes; wie bewegt ist der anhebende Tanzschritt, wie reizvoll die tänzerische Versunkenheit wiedergegeben. Wildermann, den man in hiesigen Aus-

stellungen selten zu sehen bekommt, zeigt seine unter dem Kreuze Christi würfelnden Soldaten; nicht ohne Ausdruckskraft in seinen glatt aufgetragenen Farben, aber doch auch hier mit einem Übergewicht an dekorativen Werten, die den Beherrscher des Bühnenbildes verraten. Feiner noch ist das kleine Bild der lesenden Frauen, in schmuckhafter Sauberkeit und Stille gemalt wie ein Nazarenerbild. In der graphischen Abteilung interessierten die mit unendlicher Sorgfalt und deutschem Kläubelgeiste gezeichneten Adressen und Blätter zu Gerhart Hauptmanns Sonetten von Joh. M. Avenarius, aber man möchte den seine eigenen Wege gehenden Künstler doch erst einmal in reicherer Vertretung sehen, um sich ein Bild seines gegenwärtigen Schaffens zu machen. Als Gast wurde der Berliner Bildhauer Georg Kolbe geladen; seine zwei großen Bronzen eines nackten Mannes und eines nackten Mädchens tragen alle Vorzüge seiner Kunst: feinfühligste Belebung der plastischen Oberfläche, eine den ganzen Körper durchflutende Beweglichkeit, einen besetzten, wie öfters heroisierenden Ausdruck in den schmalen Grsichtern.

Bei Kirschner ist eine Sammlung der aus Schlesien stammenden, heut in München lebenden Malerin Priebe-Orlowsky zu finden. Vor allem ihre Stillleben sieht man gern; hier ist ein echtes Gefühl für die Blume, ihre Farbenfrische, ihre Lockerheit, ihre Zartheit vorhanden.

Landsberger.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Neue Polenverhandlungen — Das alte, ewig neue Oderlied

In der Führung der Handelsvertragsverhandlungen mit Polen ist ein wichtiger Personalwechsel durch das Ausscheiden von Reichsminister a. D. Hermes als Delegationsführer erfolgt. Der deutsche Gesandte in Warschau, Ulrich Rauscher, der sich seit langem mit viel Geschick in Polen eine geachtete Position geschaffen hat, soll jetzt die Besprechungen von neuem aufnehmen. Es ist hier nicht der Ort, die Qualitäten der beiden Delegationsführer gegeneinander abzuwägen. Die Person von Hermes ist durch manche innenpolitische Erörterung bekanntlich stark umstritten; auch in Wirtschaftskreisen hat man ihm verschiedentlich eine gewisse Einseitigkeit vorgeworfen, was vor allem mit seiner führenden Stellung in einer großen landwirtschaftlichen Organisation zusammenhängt. Jedenfalls kann man von dem Temperament Rauschers annehmen, daß er die Verhandlungen mit einem neuen Elan aufnimmt. Er scheint die Absicht zu haben, zunächst zum Abschluß eines Rahmenvertrages zu kommen und damit die so lange entbehrten vertragsmäßigen Grundlagen der deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen zu legen. Einzelne Spezialfragen sind bekanntlich noch immer strittig. Zwar haben in den letzten Jahren, wie man weiß, die deut-

schen und die polnischen Interessenten sowohl in der Kohlen- und Eisenindustrie, als auch in der Landwirtschaft sich verschiedentlich zu eingehenden Besprechungen zusammengefunden und gewisse Grundzüge eines Einvernehmens auch schon seit langem festgestellt. Man hat sich grundsätzlich im ganzen geeinigt, nur sind die Konditionen — um einen Ausdruck aus dem Privatgeschäft zu gebrauchen — zum Teil noch umstritten. Das soll man in der Öffentlichkeit nicht vergessen, wenn die Verhandlungen jetzt wieder in Fluß kommen. Die Vorarbeiten sind geleistet. Es handelt sich gewissermaßen nur darum, den psychologisch richtigen Augenblick sowohl in Deutschland als auch in Polen zu erwischen, um das Vertragswerk, das notwendigerweise beiden Seiten neben Vorteilen auch gewisse Opfer bringen muß, unter Dach und Fach zu bringen.

* * *

Anfang Oktober tagte in Glogau der Oderwasserstraßenbeirat und beschäftigte sich wieder einmal mit dem bekannten Thema Mittellandkanal und Oderausbau. Wieder wurde die Forderung nach einer mindestens gleichmäßigen Weiterführung dieser beiden Wasserstraßenprojekte erhoben. Bei Fertigstellung

des Mittellandkanals muß der Ausbau der Oder zum Großschiffahrtswege ebenfalls beendet sein. Die Oder muß imstande sein, 1000-Tonnenkähne aufzunehmen, sonst muß notwendigerweise nicht nur für die ober-schlesische Industrie, sondern auch für den niederschlesischen Bergbau und den Handel im Südosten eine schwere Beeinträchtigung durch die zu erwartende starke Frachtverbilligung für den Westen nach Beendigung des Mittellandkanals befürchtet werden. Es handelt sich hier bekanntlich vor allem um den Kampf um den Groß-Berliner Markt für Kohle und Eisen, auf dem sich Oberschlesien nicht nur durch die westdeutsche Konkurrenz, sondern auch durch das Ausland — vor allem durch England — bedroht sieht. Über die Ungunst der Frachtlage für Schlesien ist in verschiedenem Zusammenhang bereits öfters auch hier gesprochen worden.

Der Bau des Staubeckens bei Ottmachau, der dieses Jahr bekanntlich infolge einer Verkürzung der staatlichen Mittel um 34 Prozent etwas verlangsamt werden mußte, reicht, wie immer wieder betont wird, nicht aus, um die Oder endgültig zu regulieren, sie vor den auch in diesem Jahr zu beobachtenden langen Versommerungsperioden zu bewahren. Unterhalb Breslaus sind gleichzeitig Regulierungen und Schleusenbefestigungen im Gange, zum Teil bereits beendet. Jedoch werden auch sie in Verbindung mit dem Ottmachauer Projekt nicht alle Wünsche der Oderinteressenten erfüllen können. Man hat deshalb seit längerer Zeit den Bau weiterer Staubecken an der Oder propagiert. Die Oder selbst zu stauen, ist aus technischen Gründen und auch deshalb, weil sie bekanntlich auf Grund des Versailler Vertrages internationalisiert wurde, kaum durchführbar. Man müßte also die Staubecken an Oderarmen anlegen. Ein derartiges Projekt ist jetzt für die Gegend von Krappitz ausgearbeitet worden. Es beansprucht allerdings einen Aufwand von 50 Millionen. Damit will man das größte Staubecken Deutschlands mit einem Fassungsvermögen

von nicht weniger als 223 Millionen Kubikmetern errichten. Die Finanzierungsfrage ist allerdings vorläufig noch ungeklärt. Auch die Pläne eines weiteren Ausbaues des Oder-Elbe-Kanals bis nach Breslau sind in letzter Zeit neu aufgenommen worden. Man glaubt, daß die behelfsmäßigen Regulierungen unterhalb Breslaus nicht ausreichen werden und will die Oder deshalb, wie das schon früher einmal geplant war, bis in die Nähe von Steinau oder Maltzsch kanalisieren. Nach einem neuen Gutachten scheint die Weiterführung des Kanals bis nach Breslau sehr empfehlenswert.

Es ist zu bedenken, daß es sich bei allen diesen Projekten bis jetzt mehr oder weniger um Gutachten und Vorschläge von Interessenten, sei es der Schifffahrt, sei es der ober-schlesischen Industrie oder des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues handelt. Die Finanzlage des Reiches und Preußens wird es kaum gestatten, sie in vollem Ausmaß zur Verwirklichung zu bringen. Auch die schlesischen Provinzen sind mit den interessierten Wirtschaftsverbänden zusammen kaum leistungsfähig genug, um auf eigene Faust hier vorzugehen. Fest steht vorläufig nur eins, daß Schlesien ein Ausgleich für die Begünstigung anderer Teile Deutschlands durch den Mittellandkanal gegeben werden muß. Ob er in Form der Aufwendung neuer großer Mittel für die Schifffahrtsprojekte erfolgt oder ob man dem deutschen Südosten ein Äquivalent durch eine prinzipielle Neuregelung der Eisenbahnfrachten geben wird, steht noch dahin. Mit dem Inkrafttreten des Young-Planes wird die Reichsbahn bekanntlich von mancher Fessel befreit und kann auch ihre Tarifgestaltung wieder bedeutend unabhängiger vornehmen. Die Gründe also, aus denen heraus sie, wie sie erklärt, bis jetzt eine für Schlesien sehr ungünstige Frachtenpolitik betreiben mußte, kommen damit, jedenfalls zu einem großen Teil, zum Fortfall.

Darge.

Sport

Volksflugtag OS in Gleiwitz — Querschnitt durch Volkssportsonntag in Breslau

Am 6. Oktober auf dem Flughafen bei Gleiwitz Volksflugtag OS. Propaganda für den Flugsport, für das Deutschtum im Südosten. Extrazüge rollen herbei, auf Straßen und Wegen strömen die Zuschauer-massen zum Flughafen, der eine mustergültige Anlage darstellt und seit diesem Sommer ein schönes Empfangsgebäude aufweist. Zwei Flugzeuge der Lufthansa machen dauernd Rundflüge, alles drängt sich dazu, unmöglich alle Wünsche zu befriedigen, jeder will einmal fliegen. Ernst Udet hat die Leute herbeigelockt: der große Kampfflieger, ausgespart aus tausendfacher Todesgefahr, ist heute Deutschlands bester Kunstflieger. Ein Könner, ein Virtuose seines Berufs, mit schnellster Nervenreaktion und feinstem Fingerspitzengefühl für die Bewegung des Flugzeugs

im Wind. Sein Flug wirkt vom ersten Augenblick an märchenhaft; wie er sich vom Wind hochreißen läßt, das Flugzeug fängt und gradaus schießt, senkrecht hochsteigt, Schleifen fliegt, seitlich abrutscht, das Flugzeug im Kreise rollt — Looping, Sideslip, Turning, Rolling nennt es der Fachmann — auf dem Rücken fliegt und schließlich knapp über dem Boden seine Kunstflüge ausführt, auf die das Wort „halsbrecherisch“ gar nicht paßt, denn sie wirken ganz selbstverständlich, das ist bezaubernd, das wirbt ein neues Geschlecht von flugbegeisterten Menschen. Durch Udet's Flüge war, trotz einiger Umänderungen im Beiprogramm, der Oberschlesische Volksflugtag ein Erfolg und eine Werbung. —

Querschnitt durch den Breslauer Sport am 13. Oktober. Wir stehen halb im Sommer-, halb im

Winterprogramm. Früher war um diese Zeit Schluß, jetzt geht es besonders lebhaft her. Man muß schon den rasenden Reporter spielen, wenn man überall dabei sein will. Im Auto nach dem Südpark: Fußballkampf Berlin gegen Südost-Deutschland, Bundespokal-Vorrunde. 6000 Zuschauer auf dem Sportfreundeplatz, mit großer Spannung erwartet man den Kampf. Schon in der zweiten Minute geht Südost unter ungeheurem Jubel überraschend in Führung, aber kurz darauf gleicht Berlin aus. Der Kampf geht hin und her, man hofft auf einen Erfolg für Südost. Da wird der südostdeutsche Mittelläufer in der 21. Minute verletzt, er muß ausscheiden, mit zehn Mann muß die Mannschaft weiterspielen. Ein aussichtsloser Kampf! Wir fahren deshalb weiter. (Am nächsten Tage lesen wir in der Zeitung, daß sich Südost bis zur letzten Minute gewehrt hat und nur knapp 2 : 1 nach Spielverlängerung verloren hat.) Wir fahren nach Lilienthal, zur neuen Radrennbahn der Union! In Grüneiche stagniert der Radrennsport, in Lilienthal aber erzielt eine neue kleine Bahn mit lokalem Programm dauernd einen guten Besuch. Wie ist das möglich? Wir fahren bis hinaus auf die Landstraße, auf die Felder. Wir finden eine kleine 200-Meter-Bahn, schnell, übersichtlich, Breslauer Fahrer, die rasch populär geworden sind, und die ehrlich und mit

letzter Kraft kämpfen, 2000 Zuschauer aus dem Norden und den umliegenden Dörfern, die wacker jubeln und schreien und jeden einzelnen Fahrer auf Du und Du kennen — ein frischer Betrieb, Begeisterung und schlesische Gemütlichkeit, man bildet eine große Sportfamilie, das ist das Geheimnis dieses Erfolges! Schnell weiter nach Grüneiche zur neuen Sensation Dirt-Track! Innerhalb der Zementbahn ist eine flache Aschenbahn angelegt, auf der die Motorradfahrer kämpfen sollen. Die Kurven sind nicht überhöht, sie werden durch Bremsen mit einem Fuß genommen. 3500 Zuschauer sind anwesend. Die Kämpfe sind tolle Akrobatik, mit voller Geschwindigkeit rast der Fahrer in die Kurve, von der Geschicklichkeit des Bremsens hängt es ab, ob er sie bezwingt, oder ob er mit seiner Maschine im weichen Sande landet. Ein neuer Sport, aus England und Australien importiert, der bald zugkräftig sein wird. Dann schließlich noch hinüber in die Jahrhunderthalle, die heut eröffnet wird. Hallensportfest der Arbeitersportler, 6000 Zuschauer. Vorführung des gesamten Arbeitersports, wie wir es von allen Veranstaltungen der Arbeitersportler kennen, Massen werden bewegt, Massen jubeln zu.

So viel geschieht heute in Breslau an einem trüben Sonntagnachmittag zwischen Sommer- und Wintersaison.

F. Wenzel.

Bücher

Carl Hauptmann. Aus meinem Tagebuch. Horen-Verlag, Berlin, 1929.

Wir haben dem Horen-Verlage sehr zu danken, daß er Carl Hauptmanns Gesamtwerk in einer geschmackvollen und nicht zu teuren Ausgabe erscheinen läßt, und es ist eine besonders geschickte Form, die vielen Bände (bisher sind fünf erschienen) als unabhängige, nur durch Druck und Einband zusammengehörige Einzelpublikationen vorzulegen.

Hauptmanns Tagebuch verdient diesen Namen eigentlich nicht; es handelt sich um eine Sammlung von Notizen, Skizzen, Aphorismen und Gedichten, die der Dichter selbst vor jetzt wohl dreißig Jahren zusammengestellt und als in sich geschlossenes Werk veröffentlicht hat. Dieses Buch ist mehr als ein Tagebuch, es ist die theoretische Grundlegung von Hauptmanns Schaffen. Er, der sich als Einzelgänger fühlte und immer wieder mit dem Problem rang, wie er unaussprechbare, der Gestaltung widerstrebende Gedanken in Formen bannen könne, hat in der lockeren Weise der Tagebuchnotiz den Gründen und Hintergründen seines Schaffens nachgespürt und sich bemüht, das zu „wissen“, was ihm in der Dichtung wie selbstverständlich war. Es ist erstaunlich, wie gültig und lebendig Hauptmanns Worte noch heute oder heute wieder sind. Diese Lebendigkeit ist uns ein Beweis dafür, daß die Tradition, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert bis in unsere Tage herüberführt, und in die Hauptmann, wie einsam er sich immer fühlte,

hineingehört, auch jetzt noch nicht abgebrochen ist. Das Problem der künstlerischen Formulierbarkeit der sektiererischen Gedankengänge, die man vielleicht vornehmlich als Mystik bezeichnet hat, sicherlich aber zu Recht auf Jacob Böhme zurückführt, ist die Grundvoraussetzung zum Verständnis Carl Hauptmanns, wie Stehrs und der Jünger: Kargel, Peuckert und anderer. Carl Hauptmanns Notizen „Aus meinem Tagebuch“ gehören zu den wenigen theoretischen Auseinandersetzungen aus dem Kreise der Dichter religiös-böhmischer Tradition; sie sind darum von größter Wichtigkeit für jeden, der sich um das Verstehen der schlesischen Dichtung müht. Für den Leser, der nichts will als das Werk selbst, aber sind Hauptmanns Aphorismen und Gedichte ein schönes Zeugnis wahren Dichtertums.

W. M.

Anthologie jüngster Lyrik. Neue Folge. Herausgegeben von Willi Fehse und Klaus Mann. Vorwort von Rudolf G. Binding. — Verlag Gebr. Enoch, Hamburg 1929.

Es steht also doch nicht so schlimm um die Chancen junger Lyrik, wie man es immer wahrhaben möchte. Nachdem der erste Band der „Anthologie jüngster Lyrik“ in kurzer Zeit vier Auflagen erreicht hat, veröffentlicht man soeben einen zweiten Band mit einer sehr sympathischen und herzlichen Vorrede von Rudolf G. Binding und mit etwa hundert Gedichten von zwanzig jungen Lyrikern. Es sind immerhin einige

unter diesen neuen Dichtern, aus deren Versen mehr spricht als das trotz allen Widerreden doch noch konventionelle Sich-Bemühen jeder Jugend um die Seele und um die Geheimnisse des Gedichts. Obwohl die Mehrzahl dieser Zwanzig eines Tages damit aufhören wird, Verse zu schreiben, sind doch ihre Versuche bezeichnend für die Einstellung, die nonchalante und resignierende Überzeugungslosigkeit der jungen Generation gegenüber den großen Dingen unserer Zeit. Der Rest jedoch, die wenigen, denen das Gedicht mehr bedeutet als ein privater Formversuch, wird mit zu denen gezählt werden müssen, auf die sich in den nächsten Jahren die Obhut über die Traditionen und über die Lebendigkeit des deutschen Gedichts übertragen wird. Paula Ludwig, Emil Belzner, Manfred Hausmann, ja auch Erich Kästner sind die Namen dieser Wenigen. Aus den Versen der anderen leuchtet, wie R. G. Binding sagt, wohl hier und da ein Satz, ein Bild, eine Beziehung auf, doch es ist das Überwiegen des Nichtssagenden, des Amateurhaften und des Gleichnislosen, das, obschon Rilkes großes Vorbild fast überall ablesbar ist, jenen zu vielen Gedichten das Einfache und Zwingende verwehrt. Das Buch, das einmal nicht unwichtig sein wird für die Erkenntnis der Lebensbedingungen des deutschen Gedichts überhaupt und um dessen Herausgabe sich Willi Fehse Verdienste erwarb, enthält auch Gedichte zweier junger Schlesier, des Oberschlesiers Helmuth Bartuschek und des Breslauer Karl-Ludwig Skutsch.

Horst Lange

Ed. Rothfuchs. Der selbstbiographische Gehalt in Gustav Freytags Werken (bis 1855). Ein Beitrag zur Frage der Wechselwirkung von Erlebnis und Dichtung. Münster i. W., Heliosverlag. 1929. 95 S.

Mit Fleiß und Eifer geht der Verfasser in dieser seiner Doktorarbeit Freytags Werke daraufhin durch, ob sich in ihnen Auswirkungen seiner Lebenserfahrungen feststellen lassen. Es ist selbstverständlich, daß dem so ist, und manche Tatsachen dieser Art waren auch schon wohlbekannt; aber es ist ganz erfreulich, alles Wesentliche nun auch einmal fein säuberlich ver-

bucht vorzufinden. Am reichsten ist natürlich das Ergebnis bei den „Journalisten“ und bei „Soll und Haben“. Unerfindlich ist nur, warum der Verfasser seine Arbeit auf die Zeit bis 1855 beschränkt. Die späteren Werke hätten ihm auch noch reichen Stoff geboten, vor allem „Die verlorene Handschrift“ und „Aus einer kleinen Stadt“. Raum dafür hätte er gewinnen können, wenn er sich etwas knapper gefaßt hätte, insbesondere bei den Jugendwerken („Kunz v. d. Rosen“, „Der Gelehrte“, „Die Valentine“, „Graf Waldemar“). Dankenswert ist das Schriftenverzeichnis, aber es ist unübersichtlich, und manches Wichtige fehlt, wie der Aufsatz Koebners in den „Schles. Lebensbildern“ I, 154 ff. Als schöner Schmuck sind mehrere, schon 1908/09 in der Zeitschrift „Schlesien“ veröffentlichte Bilder von Breslauer Gustav-Freytag-Stätten beigegeben.

H. J.

Büchereingänge

Axel Eggebrecht. Leben einer Prinzessin. Roman.

Paul List Verlag, Leipzig, 1929.

Lieber Axel Eggebrecht, Sie haben Glück gehabt, daß dieses Buch nicht dem Kritiker Axel Eggebrecht in die Hände fallen kann. So etwas denkt sich jeder Mensch einmal aus, wenn er nachts nicht schlafen kann, und wenn er Schriftsteller ist, muß er es wahrscheinlich auch aufschreiben; drucken lassen, nein, drucken lassen sollte man es wirklich nicht.

Radcliffe Hall. Quell der Einsamkeit. Roman.

Paul List Verlag, Leipzig, 1929.

Das Buch ist in England verboten. Für uns hier nicht ganz verständlich, warum. Gewiß ist das Thema heikel: Die Geschichte einer Frau, die nur Frauen lieben kann. Aber sie wird mit so tiefem Ernst und so reiner menschlicher Güte erzählt, daß man von nichts anderem als von Mitleid und fast von einem leisen Schuldgefühl bewegt wird.

Gustav Leutelt. Bilder aus dem Leben der Glasarbeiter. Erzählungen. Verlag der Leutelt-Gesellschaft, Buchhandlung Lutz. Gablonz, 1929.

Anna Valetton.

JUGEND UND HEIMAT

Der kleine Holtei erlebt die Belagerung von Breslau

Holtei war acht Jahre alt, als Breslau — im Dezember 1806 — von den Franzosen belagert wurde. Er hat darüber in seinem Erinnerungsbuche „Vierzig Jahre“ anschaulich berichtet:

Weil es nun aber anfang, über der Erde sehr bedenklich zu werden, so suchten viele gute Breslauer Zuflucht

unter der Erde. Man fing an, sich in die Keller zu verkriechen. Die etwa bewohnbaren waren bald voll, und in Ermangelung solcher suchte man Gewölbe, massive Decken, feste Grundmauern. Wir bezogen eine kleine Wohnung dieser Art im sogenannten Hatzfeldischen Palaste, dem Sitze der Regierung, wo während der Belagerung der Kommandant oder Gou-

verneur der Stadt wohnte, denn unser Minister-Vizekönig hatte es für zweckmäßig erachtet, sich zu entfernen.

Jene Not- und Angstwohnung bestand aus einem kleinen Stübchen nebst Kämmerlein; es war die Wohnung des Kutschers von Sr. Exzellenz, der sie uns für schweres Geld geräumt hatte, dicht dabei die Pferdeställe.

Nun denke man, in solchem engen Raume wohnten, lebten, schliefen die Mutter, Tante Lorette, Tante Julie, Onkel Riedel, die verwitwete „Direktorin“, zwei Dienstmädchen, drei Hunde und meine Wenigkeit. Die Fenster waren durch große Holzstöße und Pferdemit von außen bedeckt, kein Schimmer des Tageslichtes drang durch. Und nun summten und brummt die Kugeln und Bomben über uns; das war ein ewiges Krachen, Knallen, Platzen und Knackern. Ich hatte mich sehr bald an den Spektakel gewöhnt; die anderen, mein' ich, auch. Es wurde viel gegessen und getrunken; wo die genießbaren Vorräte in solcher Fülle herkamen, mag Gott wissen. Ich spielte mit bleiernen Soldaten, mit den Hunden, kroch in die Pferdeställe, wo tausend Kaninchen umherliefen und amüsierte mich im ganzen recht gut. Manchmal hieß es: nun kommt ein Parlamentär, es ist Waffenstillstand! Dann hörte das Gekrache auf, ich ging in den Vorhof des Palais; da kam er angefahren, der Abgesandte, eine weiße Binde um die Augen, stieg aus und ging zum Gouverneur; ich trieb mich mit anderen Kindern auf der Gasse umher, bis er wieder herabkam, wieder einstieg, abfuhr; dann hieß es: marsch, ins Loch, und der große Condé — denn nicht anders nannte sich unser Diener —, schleppte mich aus dem Tage in die Nacht. Da wähten wir uns sicher, wie in Abrahams Schoß. Es wurde viel gescherzt und gelacht, besonders wenn zu nächtlicher Zeit der Höllenlärm den Schlaf störte; und ich war der Bajazzo der verehrten Gesellschaft. Einen Hauptspaß gewährte die immer wiederkehrende Frage: ob wohl „herein- oder hinausgeschossen würde?“ Und man übte das Gehör zur Entscheidung. Manchmal aber konnte auch das feinste Ohr nichts mehr unterscheiden, denn die Kanonade wurde zu Zeiten von beiden Seiten so heftig, daß die Mauern und der Fußboden dröhnten. An einem solchen geräuschvollen Tage stürzten plötzlich unsere Nachbarn, die Kutscher, mit Eimern und „Feuer“ schreiend aus den Ställen. Es brannte dicht neben uns. Eine Bombe war trotz Holz und Mist von der Straßenseite durch ein Fenster gedrungen, hatte die Mobilen angezündet und im Bersten das Gewölbe von innen beschädigt. Wir waren nur durch eine Mauer von diesem kleinen Schauplatz der Zerstörung getrennt, und ich, mutlos und zitternd vor der Gefahr, aber bis zum Unsinn keck und vorwitzig in derselben, hatte mich im allgemeinen Tumult in das Gedränge gemischt, wo mich ein kleines Mädchen meines Alters mit Bewunderung erfüllte, welches aus den

Flammen ein kleines Vogelhäuschen und in diesem, von Schutt bedeckt und fast unkenntlich, aber doch lebend und zwitschernd, ihren kleinen Zeisig rettete. Das Feuer war bald gelöscht. Unsere Ruhe, unsere geträumte Sicherheit war dahin. „Also auch in feuerfesten Gewölben ist man nicht sicher,“ hieß es, und: „in die Keller!“ riefen alle Stimmen. Unter den Hauptfronten des Palastes befinden sich tiefe, undurchdringliche Keller; zu diesen wurden die Schlüssel herbeigeschafft, Betten und Gerät aller Art zusammen gepackt, und die Prozession begann. Um aber in die Keller zu gelangen, mußte man einen, wenn auch kleinen Hofraum passieren. Condé nahm Tante Lorette auf den Arm, Onkel Riedel führte die alte Mama, sie kamen glücklich hinüber. Ihnen folgten die Dienstmädchen, Tante Julie begleitend; auch sie erreichten den Eingang zum Keller ohne Schaden, nur eine Paßkugel war sausend über sie hinweggeflogen. Blieben ich und die Frau „Direktorin“. Sie hatte nicht rechte Lust zu wagen, was doch endlich gewagt werden mußte.

Ich trug einen Mops auf dem Arme — das andere Hundevolk war mit den ersten Menschen selbständig gegangen —, ich sehnte mich nach dem Keller und nahm einen Anlauf. Noch hatte ich nicht die Mitte des Hofes erreicht, als eine alte dicke Mutterbombe mir zur Rechten in den Holzstoß fuhr, der unser Fenster schützte. Schwere Kloben flogen um mich her wie Mücken. Ich blieb bei Besinnung, doch ich war wie gebannt; der Schreck hatte mich fest gezaubert; ich konnte weder vor- noch rückwärts. Hinter mir hörte ich Gott und seine himmlischen Heerscharen anrufen. Jenny, unser Mops, mautzte; ich gab ihm einen Kuß auf seinen schwarzen Mund. Puff! Und eine zweite Bombe fiel vor meinem Angesicht nieder und machte sich im Steinpflaster des Hofes ein Bett, wie eine Henne, die sich im Sande badet. Den Zunder sah ich lustig glimmen, die andere hört' ich im Holze rumpeln; meine Sinne verließen mich noch nicht, aber der Atem verging mir. Jetzt faßt mich eine Hand kräftig am Rockschoß und zieht mich zurück in die Stalltüre, und drinnen im Stalle umhalst mich die zitternde Frau: „Um Gottes Jesus willen, Karl, lebst du noch?“ „Ich und die Jenny,“ war meine Antwort. Und krach, krach, wie man „eins, zwei“ sagt, platzen beide Bomben und ein Stück gegen die dicke Stalltüre, daß es ein Loch gibt wie einen Pferdekopf. Eisen, Splitter und Späne schwirren im Stalle umher. „Nun,“ sagt die gute Frau, „nun Herr, in deine Hände!“ Und mit diesem Ausruf, mich an der Hand haltend, dem Keller zu, wo uns, den Totgegläubten, schon hundert Arme entgegenkamen.

Schlesisches Himmelreich

Ein Original aus dem Breslauer Biedermeier

Der Schriftsteller und Theaterkritiker Karl Schall war eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Breslauer Biedermeier. An Erscheinung ein Falstaff, voller Gelächter und Genießereifreude, ewig in Frauengeschichten, ewig in Schulden steckend, wobei er zu sagen pflegte, „mit Schulden bezahlen könne man eine Menge Geld verplempern“, war er die lustigste Person im literarischen Breslau. Aber auch weit über Breslau hinaus war er bekannt; Goethe hatte ihn einen „geistreichen Mann“ genannt und als Rezitator stellte ihn Holtei über Tieck. Er besaß eine große Anziehungskraft auf hervorragende Leute jeden Standes, doch war die Macht seiner Persönlichkeit ungleich größer als seine dichterischen Kräfte. Er hat Lustspiele, Gedichte und Rätsel verfaßt, die uns veraltet berühren; stärker war er als Redakteur und in seinen Theaterkritiken, ja, er hat Breslau erst zur eigentlichen Theaterstadt gemacht. Seine literarischen Freunde, besonders Laube und Holtei haben in ihren Erinnerungen seiner geistsprühenden, unwiderstehlichen, humorvollen Persönlichkeit ein Denkmal gesetzt.

So erzählt Holtei z. B. folgende lustige Anekdote von ihm:

„Schall hatte zwei Tänzerinnen getadelt und ihnen Mangel an Grazie vorgeworfen. Das begab sich im heißen Sommer. Eines Tages saß Schall mit einigen Freunden im tiefsten Neglige um den Kaffeetisch, als plötzlich jene beiden reizenden Töchter Terpsichores, begleitet von ihrer Gouvernante, eintraten und ihn mit der Bemerkung wegen des Tadels zur Rede stellten: „Wer tadeln wolle, müsse auch belehren können. Er möge ihnen doch — und dabei wiesen sie spöttisch auf seine Korpulenz hin — zeigen, wie sie tanzen sollten“. — „Unbedenklich kann ich dies, meine Schönen,“ erwiderte Schall sehr ruhig, „und ich stehe sogleich zu Diensten, nehmen Sie Platz.“ Er griff nun zu seiner alten, stets an der Wand hängenden Geige, die er recht wohl zu spielen und mit Gesang artig zu begleiten wußte, strich ein Menuett und tanzte dazu, wobei nicht außer acht zu lassen, daß er in seiner Jugend für einen Breslauer Ballkönig gegolten hatte und auch in seinen späteren, dicken Jahren sich wegen seiner schönen Haltung beim Tanze noch gern loben ließ. Fessellos flatterte bald der enge Schlafrock um ihn her, der Eifer seines neuen Berufes

als Tanzmeister verhinderte ihn, zu erwägen, wie notwendig eine schützende Hülle sei — den drei Mädchen blieb nichts übrig, als schreiend zu entfliehen.“

Dann noch eines seiner Breslauer Lokal-Rätsel, ein echtes Erzeugnis des Biedermeier:

Die Qual so mancher Wahl liegt in dem ersten Paar;
Ein Spiegel ist es auch, doch der ist just nicht klar;
Auch eine Läuferin, die rastlos sich bewegt,
Allein im Karneval oft still zu stehen pflegt;
Geboren ist das Paar im Preußenlande nicht,
Doch dient es diesem Staat, erfüllend manche Pflicht,
Es tötet freilich auch, denn oft ward ohne Wunden
Ganz unverhofft der Tod in seinem Bett gefunden.
Die dritte Silbe pries man einst voll Göttermacht;
Doch heutzutage wird sie nur noch ausgelacht.
Ihr Wert in anderm Sinn wird dadurch nicht gemindert,

Daß sie die Menschen oft im Weiterkommen hindert.
In diesem letzten Sinn noch manche andre Stadt
Das Ganze einerseits gleich unserem Breslau hat.
Sprecht Ihr das Ganze so, daß Ihr die Silben trennet,
Ihr hinter einem Narr'n es billig rufen könntet.

Oderthor O — 101
Zum Schluß des Charakterbildes eine Briefstelle aus seiner Korrespondenz mit der Rahel am 3.2. 1810:

— „Was soll man in Breslau machen? Ach, unsere gute Gesellschaft — man nennt sie die gute, weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt. Hier fällt mir eine Anekdote ein: Ein französischer Großer, der immer in Paris gelebt hatte, wurde zum Gouverneur einer Provinz ernannt und mußte in einer kleinen Provinzstadt residieren. Als er einige Zeit darauf nach Paris reiste, wurde er hier von seinen Freunden bedauert, daß er in solch einem Neste leben müsse. „O,“ erwiderte er, „ich befinde mich dort sehr gut, car la bonne société y est comme partout, mais la mauvaaise y est excellente.“

Eine zweischneidige Antwort

Ein Berliner Bankier, der von Kunst nicht viel verstand, hatte einmal Menzel zur Besichtigung seiner Sammlung eingeladen. Stolz zeigte er seine zweifelhaften Schätze. Als er den Künstler um sein Urteil fragte, meinte dieser zweideutig: „Wissen Sie, solche Bilder kann man nicht hoch genug anschlagen.“

Aus der „Bergstadt“.

BOBERHAUS LOEWENBERG/SCHLES.

GRENZSCHULHEIM DER SCHLESISCHEN JUNGMANNSCHAFT E.V.

ARBEITSPLAN 1929/30

Volkshochschullehrgang November bis Februar für Arbeiter / Bauern / Handwerker / Studenten
Ursachen, Zustand und Entwicklungsrichtung der Spannung zwischen Stadt und Land sollen am lebendigen Beispiel erforscht und dargestellt werden.

ARBEITSLAGER

für Arbeiter / Bauern / Studenten im März / für die bündische Jugend im April.

Berichterstattung und ausführliche Mitteilung der Pläne gibt die Boberhausleitung in dem Nachrichtenblatt der Volkshochschulstelle des Regierungsbezirks Liegnitz.

DIE VOLKSGRUPPE.

Trichter bis Orbitär

Erfolgsreife, zeitgemäße Vorbereitung
Pensionsprüfung der Fünften
Leistungsfähigkeit, Oberprüfungsamt 80-jährige Erfolgsprüfung

Übersehen Sie nicht

den unserem Heft beigefügten Prospekt der

Musikschule Kaatz

Die Bergstadt

eine der schönsten deutschen Monatsschriften, ladet in einem dem vorliegenden Heft angegliederten Prospekt zum Bezüge ein. Das Mitarbeiterverzeichnis des neuen Jahrganges wird Sie besonders interessieren!

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

ist das Blatt der
Arbeiter, Angestellten
und Beamten

►
Anzeigen
haben stets Erfolg

Die Breslauer Zeitung

ist nicht nur ein | tisches Organ, sie
angesehenes poli- | ist auch eine große

Handelszeitung

die allen wirtschaftlichen Fragen mit
ausführlich. Berichten, handelswissenschaftlich.
Leitartikeln und einem

ausgebreiteten Nachrichtenapparat Rechnung trägt. Besonders aber ist die Breslauer Zeitung auch ein

Unterhaltungsblatt

das mit reichhaltigem, sorgfältig gewähltem Feuilleton und zahlreichen Plaudereien lokaler und allgemeiner Natur aus ersten Federn auf jedem Gebiet den Gebildeten und den Bildungsbedürftigen zu unterrichten, anzu-

regen und zu erfreuen sucht.

Probenummern sind auf schriftliches oder mündliches Anfordern jederzeit gratis erhältlich in der Geschäftsstelle der Breslauer Zeitung, Herrenstraße Nr. 29.